

Zeitschrift: Beiträge zur Geschichte Nidwaldens
Herausgeber: Historischer Verein Nidwalden
Band: 37 (1978)

Artikel: Die "Gibler" von Kerns
Autor: Wyrsch, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-698613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die «Gibler» von Kerns

Einleitung

Eine Vorbemerkung mag erklären, wieso und warum es zum Schreiben dieser Familiengeschichte gekommen ist. «Gibler» ist keineswegs ein Familienname, sondern das Wort besagt bei alten Leuten in Obwalden und auch heute noch bei manchen jüngeren die Herkunft¹ vom Heimwesen «Gibli», schön gelegen etwas oberhalb der Strasse nach St. Niklausen in der Gemeinde Kerns. Wenn einer aber als «Gibler» bezeichnet wurde, so klang immer etwas politisches, meist scharf oppositionelles mit, seltener extreme Linientreue. Schon als Bube hörte ich das Wort so und mir schien, ich müsste mir darunter etwas vorstellen; doch wusste ich nicht recht was. Jahrzehnte später lernte ich dann in meinem Beruf als Psychiater — bei dem, ganz anders als sonst in der Medizin, die Familiengeschichte beinahe eine Hilfswissenschaft darstellt — einige Nachkommen der alten «Gibler» als Geisteskranke kennen. Von Behörden oder Angehörigen wurde jeweils mit besonderer Betonung gesagt: «Er ist ein Gibler» oder «sie ist eine Giblerin», auch wenn diese Patienten nie im «Gibli» gewohnt hatten und vielleicht nur gerade wussten, dass es ein Heimwesen mit diesem Namen gab. Dabei hörte ich auch von anderen Kranken in früheren Generationen reden. Und so drang ich immer tiefer in die Geschichte dieser Familie ein.

Erstmals begegnete ich den «Giblern» in einer für die Psychiatrie bedeutungsvollen Zeit, nämlich in den Jahren um 1930 herum. Diese Wissenschaft hatte schon drei Jahrzehnte vorher im deutschen Sprachraum einen grossen Aufschwung erlebt. Das Klinische war nun gut abgeklärt, doch bei den wichtigsten Psychosen blieb die Forschung nach den Ursachen im Unklaren stecken, weil sie weder körperlich noch psychogenetisch einwandfrei gedeutet werden konnten. Doch wurde schon seit langer Zeit bemerkt, dass geistige Störungen familiär auftreten konnten, auch wenn sie sich noch nicht in klinische Begriffe fassen liessen. Warum also diese mehrfachen Vorkommen in der gleichen Familie? Da traten um die letzte Jahrhundertmitte zwei Franzosen auf, beide damals sehr bekannt und heute fast

¹ Es sei daran erinnert, dass im Mittelalter etwa die Kaiser auch nach ihren Stammburgen benannt wurden.

vergessen, Auguste Benedicte Morel (1809—1873) und Valentin Magnan (1835—1916), die dieses Phänomen als «dégénérescence», als Degeneration der Sippe erklärten; der erste fromme Mann kam dabei bis zur Erbsünde als letzte Ursache, der zweite hielt sich mehr ans Weltliche und sprach einfach von Entartung der Anlage. Ein noch Berühmterer und inzwischen auch schon halbwegs Vergessener, der Italiener Cesare Lombroso (1836—1909) sprach zwar nicht direkt von Entartung, doch brauchte er einen ähnlichen Begriff in seinen von aller Welt gelesenen Büchern: «Genio e follia» und «L'uomo delinquente».² Das Ganze wuchs bald über die Grenzen der Psychiatrie hinaus. Der Engländer Francis Galton (1822—1911) forderte Eugenik und Rassenhygiene, um der Degeneration entgegen zu steuern. Darüber wurde bis in den zweiten Weltkrieg hinein in Zeitschriften und Büchern viel geschrieben. Sogar Papst Pius XI. griff mit der Enzyklika «Casti connubii»³ in die Auseinandersetzungen ein. Doch mit allem, was für und wider geschrieben wurde, war nicht bewiesen, dass es eine Vererbung körperlicher und seelischer Eigenschaften überhaupt gebe und ob dadurch diese Degeneration verursacht sei.

Doch nun erfolgte eine, ich weiss nicht, soll ich sagen, freudige oder beschämende Entdeckung: die Mendel'schen Regeln. Gregor Mendel (1822—1884) hatte zwar schon vor 1870 die beiden wichtigsten Regeln der Vererbung von Eigenschaften und Formen gefunden gehabt,⁴ doch hatte er seine Entdeckung bloss in einer kleinen Zeitschrift von Brünn veröffentlicht, weshalb die «Kathederswissenschaft», wie sie damals etwa verspottet wurde, diese nicht zur Kenntnis genommen hat. Mendel hatte damals durch einfache Versuche mit künstlicher Bestäubung von Erbsen, Bohnen und Hierazien nachgewiesen, dass es die dominante und rezessive Vererbung gibt, die nun als Mendel'sche Regeln seinen Namen tragen. Erst mit der Wiederentdeckung dieser Regeln um 1900 konnte eine ernsthafte Forschung be-

² Cesare Lombroso, *Genio e follia*, 1864, ⁵1888; deutsch: *Genie und Irrsinn*, 1887.

Ders., *L'uomo delinquente . . .*, 1876, ⁵1896/97; deutsch: *Der Verbrecher . . .*, 2 Bde., 1887—1890.

³ aus dem Jahre 1930.

⁴ G. Mendel, *Versuche über Pflanzenhybriden*, in: *Verhandlungen des Naturforschenden Vereins in Brünn* 4 (1865). Ders., *Über einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene Hieraciumbastarde*, in: *Verhandlungen des Naturforschenden Vereins in Brünn* 8 (1869). Mendel war zu dieser Zeit Abt des Augustinerklosters im damals noch österreichischen Brünn.

ginnen mit Experimenten an Pflanzen oder an stark verbreiteten Tieren geringerer Gattung wie etwa an unseren Stubenfliegen. Doch beim Menschen stand man am Berg. Denn lässt sich mit der menschlichen Fortpflanzung experimentieren? Von Pflanzen und Fliegen kann man in wenigen Jahren ein Dutzend Generationen züchten; doch beim Menschen? Nur durch historische Erforschung der Ahnenreihe jetzt lebender Personen konnte eine Vererbung von körperlich auffälligen Merkmalen bzw. Missbildungen und von einzelnen sehr seltenen Krankheiten, wie z. B. die Hämophilie, nachgewiesen werden oder auch nicht. Ähnlich vermutete man bei den häufigsten Geisteskrankheiten, dass Erbllichkeit eine Rolle spiele, allerdings neben anderen Ursachen und Motiven, die nichts mit Vererbung zu tun hatten, sondern mit Erlebnissen der Kranken. Und, so fragte man sich auch, war die Krankheit nur durch ein Erbmerkmal verursacht oder mussten mehrere zusammenfallen?

Nun wirkte um 1930 an der «Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie» in München ein sehr tätiger Ostschweizer als Vorstand. Er wurde nach 1945 ausgebürgert, ohne dass gesagt wurde warum. Mit dem Sterilisationsgesetz, das gleich noch zur Sprache kommt, hatte er wohl zu tun. In Büchern hingegen, in denen nach Kriegsende Bericht gegeben wird über die am 1. September 1939 durch «Führererlass» auf Hitlers Privatpapier erteilte Befugnis, «dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann», was auf deutsch Vergasung chronisch Geisteskranker bedeutete, ist mir der Name des Ostschweizers nicht begegnet. Diese sogenannte «Euthanasie» ging übrigens im Sommer 1941, vermutlich auf Anordnung Hitlers, stillschweigend wieder ein.

Um auf dem Gebiete der Erbllichkeit psychischer Krankheiten voranzukommen, wurde nun um 1930 in der Münchener Forschungsanstalt die «Empirische Erbprognose» ausgearbeitet. Es wurden durch Ärzte des Instituts in einem bestimmten grösseren Bezirk — solche mit mehr ländlich-sesshafter Bevölkerung waren dafür günstiger als grosse Städte — Anzahl und Diagnosen der gerade dort lebenden Geisteskranken gesucht. Im Vergleich mit der Gesamtbevölkerung des Bezirks wurde nachher die Prozentzahl für jede der Vererbung verdächtige Geisteskrankheit ausgerechnet. Dies war dann die Krankheitsprognose für zukünftige Generationen der Einwohnerschaft. Solche Untersuchungen wurden später auf verschiedene Gebiete Deutschlands, auf das nahe Ausland, auch auf die Schweiz, ausgedehnt. Und bald stellte sich heraus, dass die

Prozentsätze für die verschiedenen Krankheiten überall sehr ähnlich ausfielen.

Die gewonnenen Erkenntnisse konnten einem allfälligen Gesetz zur Sterilisierung von Geisteskranken und von rückfälligen Verbrechern als Unterlage dienen. Solche Gesetze waren damals nämlich schon in einigen Staaten der USA und in nordischen Ländern erlassen worden; ob sie auch befolgt wurden, ist eine andere Frage (eine Zwischenbemerkung: warum finden sich solche Gesetze in Staaten mit relativ grosser politischer Freiheit, während keiner der häufigen Diktatoren in romanischen Ländern seinen Untertanen so etwas zumutet? Hängt es damit zusammen, dass dort das individuell-persönliche Frei-Sein mehr gilt?). In der Schweiz gab es kein Gesetz zur Sterilisierung von Geisteskranken, aber es wurde etwas damit geliebäugelt. Hingegen wurde aus therapeutischen Gründen, also nicht wegen Rassenhygiene, in Einzelfällen sterilisiert oder kastriert, immer im Einverständnis mit den Betroffenen oder deren Familien; das liess sich verantworten. Schlimmer war die Idee, auf welche gewisse Industrieorte zur Zeit der grössten Arbeitslosigkeit gerieten, nämlich die «soziale Not» auf solche Art zu bekämpfen. Dabei wollten aber die tapferen Männerbehörden nicht den liederlichen Trunkenbold von Mann, sondern dessen Frau sterilisieren lassen, was weniger Ärger und Umstände versprach. Nach meinen Erfahrungen haben aber dagegen die kantonalen Instanzen, sobald sie davon Wind bekamen, kräftig eingegriffen.

Doch die Deutschen nehmen es immer genau, wenn sie ein Gesetz erlassen, und sie führen es dann auch gründlich durch. So erhielt Deutschland 1933 das berühmte «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses», wonach alle, die an einer als erblich vermuteten Geisteskrankheit litten, und auch alle wiederholt rückfälligen Verbrecher verpflichtet waren, sich sterilisieren zu lassen. Dieses Gesetz entstand, wie wir gesehen haben, nicht einfach aus dem Nichts heraus, sondern es entsprach dem gern gelobten «Zug der Zeit» und dem «Fortschritt». Allerdings ging es mit Zwang weit über alles hinaus. Das Sterilisationsgesetz segelte nicht unter dem Namen des Ostschweizers an der Münchner Forschungsanstalt, doch wurde er wohl zur Beratung und vielleicht auch zur Abfassung hinzugezogen. — Kaum war das Gesetz allgemein bekannt, so geriet die psychiatrische Erbforschung mit einem Schlag in Verfall, und wer aus rein wissenschaftlichen Gründen sich ihr noch hingab, der tat es besser im Geheimen, damit er nicht als «nazistisch» verschrien wurde. Erst ungefähr 30 Jahre später



Haus Gibli, 660 m ü. M. auf einer Geländeterrasse ob Kerns gelegen.

kam die Erbforschung wieder etwas zu Gnaden, doch nicht an Geisteskrankheiten, sondern an unschuldigen Kindlein bei biophysischen und genetischen Anomalien, und sie zeitigte Erfolg. Gerade aber in den Jahren um 1935 verlockte es mich, den Stammbaum der «Gibler» zusammenzustellen. Denn die erste Filialgeneration und einige aus der zweiten hatten ein halbes Jahrhundert lang Obwalden politisch und besonders wirtschaftlich in Atem gehalten. In den späteren Generationen trat dann allerdings die Sippe nie mehr als Ganzes derart hervor, nur mehr einzelne Bedeutende wirkten, doch auf andere Weise und mit anderen Zielen, wenn auch mit Gibler-Charakter. War dieser Wandel eine Degeneration gemäss Morel und Magnan oder hatte die erbliche Anlage zu Geisteskrankheit sich verhängnisvoll ausgewirkt? Um es gleich hier vorwegzunehmen und dadurch das Einseitig-Psychiatrische aus diesem Aufsatz zu verbannen, es war weder das eine noch das andere nachweisbar. Der Stammbaum, den ich im Laufe des Jahres 1937 abschliessen musste, weil die «Gibler» sich schon in die halbe Welt zer-

streut hatten und er also nicht mehr vollständig nachgeführt werden konnte, zählte damals 353 Namen in fünf Filialgenerationen, wovon die Fünfte erst im Entstehen. Rechnet man die gesicherten und einige bloss vermuteten Erbpsychosen auf diese Zahl um, so entsprechen die Prozentsätze für einzelne Krankheiten ziemlich den Zahlen der «Empirischen Erbprognose». Eine Vermehrung im Laufe der Generationen gegenüber der Durchschnittsbevölkerung trat also nicht ein. Ich war darüber nicht enttäuscht, sondern erfreut, denn umso überraschender und farbenreicher wurde nun die Familiengeschichte. Und von ihr ist nach dieser langen, doch nicht unnützen Einleitung allein die Rede.

Nur eines noch: Der übliche genealogische Stammbaum entsprach nicht meinen Zwecken. Es mussten auch die früh verstorbenen Kinder berücksichtigt werden und besonders natürlich die Linien der verheirateten «Gibler»-Töchter. Dadurch geriet der Stammbaum sehr in die Breite und kann hier deshalb nicht vollständig wiedergegeben werden.

Familiengeschichte der «Gibler»

Es geschieht nicht das erste Mal, dass über die Gibler geschrieben wird. Gerade als ich in den Dreissiger Jahren in Ob- und Nidwalden herumfrug um Familienbestand, Namen, Daten und auch etwas Anektotisches zu erfahren, — was in Nidwalden dank der seit dem 17. Jahrhundert geführten amtlichen Stammbücher einfach, in Obwalden aber äusserst mühsam ist — gerade damals schrieb der Nidwaldner Landschreiber Franz Odermatt sein letztes Buch, das unter dem Titel «Chronik der Gibler» erst nach seinem Tode in der Büchergilde Gutenberg 1955 in Zürich erschien. Wir kannten einander seit langem, waren einander gewogen, trafen uns gelegentlich auf Weg und Steg, aber er sagte nie etwas von seinem Buch und ich nichts von meinen Forschungen. Wer weiss, vielleicht wären wir beide enttäuscht gewesen. Er hätte den trockenen Stammbaum nicht geschätzt und mir hätte die romanhafte Darstellung nicht gefallen, weil dabei gelegentlich Historisches übergangen und dafür historisch nicht Beweisbares eingefügt werden muss, damit sich die Erzählung rundet.

Jahrzehnte später habe ich in einer psychiatrischen Zeitschrift unter dem Titel «Familiengeschichte und Erbforschung» einen kurzen Aufsatz veröffentlicht, um zu zeigen, wie die übliche blosser Fahndung nach erblichen Krankheiten nicht genügt.

Aber nicht einmal das Wort «Gibler» ist darin genannt, geschweige denn Eigennamen oder auch nur Obwalden ⁵.

Stammvater der Familie war Johann Melchior Durrer (6. Dezember 1765 — 17. Juli 1843). Er heiratete spät, schon über 40 Jahre alt, die um 18 Jahre jüngere Katharina Bucher (1783—1856). Beide Ehepartner waren Kernser-Bürger. Die Durrer und die Bucher gehören auch zu den sogenannten «Alten Landleuten», also alt eingesessenen Geschlechtern mit Landrecht in Ob- und Nidwalden, ein Vorrecht, das freilich wegen bundesrechtlicher Freizügigkeit heute weniger bedeutsam ist als früher. Und trotzdem wird daran festgehalten. Die Katharina Bucher habe das Geld in die Ehe gebracht, wird überliefert. Setzte sie ihren Mann damit in Stand das schöne Heimwesen «Gibli» zu kaufen und in Besitz der Durrer zu bringen bis heute? Oder stammte er schon aus hablicher Familie und konnte es deshalb erwerben? Oder war er gar nur ein bewährter, sparsamer Knecht, so dass er mit einem blossen Beitrag aus dem Vermögen der Frau es wagen konnte? Auch für das Letztgenannte gibt es Beispiele aus dem 19. Jahrhundert. Zu erfahren war nichts. Wohl aber war er in den schlimmen Jahren 1798—1803 betont anti-helvetisch gesinnt und machte in geheimen anti-helvetischen Kreisen mit, ohne aber öffentlich besonders hervorzutreten. Er stand also im Gegensatz zur Regierung von Obwalden, die sich sanft helvetisch gebärdete oder wenigstens dergleichen tat und sich etwas beugte. Sie überstand damit heil die böse Zeit, während das benachbarte widerspenstige Nidwalden sich Heldenruhm, aber auch Untergang bei der kriegerischen Abwehr 1798 zuzog. Als die Helvetik ruhmlos ausgespielt hatte, wurde der Stammvater 1803 Ratsherr, er galt also schon etwas im Land. Jahrzehnte später ward er aber doch Gegner der herrschenden Partei, doch geschah es nicht aus Gesinnungswechsel, sondern nur im Widerspruch zu Pannerherr Nikodem Spichtig (1782—1856), einem bedeutenden, aber viel umstrittenen Manne, der den Kanton mit harter Hand zu regieren suchte. Es ging also nicht um «Weltanschauung», ein damals noch nicht gefundenes und heute bereits wieder verblasstes Wort.

Von beiden Stammeltern gibt es Oelporträte von einem ungenannten, vielleicht wandernden Maler. Ob lebensähnlich oder nicht, ist also fraglich: der Vater von kräftiger, aber hagerer Statur, mit länglichem, scharf geschnittenen Gesicht, den Ratsherrendegen zur Linken, nichts geniesserisch Rundlich und

⁵ Jakob Wyrsch, Familiengeschichte und Erbforschung, in: Monatschrift für Psychiatrie und Neurologie, Bd. 125 Nr. 5/6.



Durrer-Bucher Melchior, 1765—1843, Stammvater der Gibler.



Durrer-Bucher Katharina, 1783—1856, Stammutter der Gibler

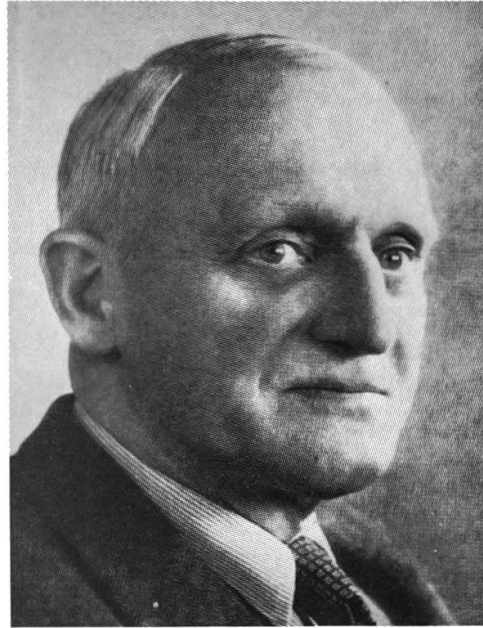
Üppiges in den Körperformen aber auch kein dem Zuschauer entgegenkommender Blick; die Mutter in der damaligen Frauentracht mit Frauenhaube, den Beschauer scharf ins Auge fassend, mit streng geschlossenen Lippen. Beide stehen schon in vorgerücktem Alter.

Johann Melchior und Katharina Durrer-Bucher hatten 12 Kinder, 8 Buben, 4 Mädchen, alle im Abstand von rund zwei Jahren geboren. Ein Mädchen starb als Kleinkind, eine Tochter mit 28 Jahren, vermutlich im Kindbett. Alle andern erreichten ein gutes, die meisten sogar ein hohes Alter (88, 83, 82, 81, 80, 79, 77, 64, 62 Jahre). Sie waren also körperlich von vitaler Natur wie ihre Eltern, die 78 Jahre der Vater, 73 Jahre die Mutter, erreichten. Aber auch in Temperament und Charakter waren die meisten derart ausgesprochen, dass das Wort «Gibler» nicht nur die Herkunft bedeutete sondern zum Begriff wurde.

Der älteste Sohn **Franz Joseph** (1806—1868) konnte bereits studieren und wurde Arzt, praktizierte zunächst in Kerns, fand in Franziska Reinhard (Lebensdaten nicht zu erfahren), aus bekanntem altem Kernser Geschlecht eine Frau, die ihm vier Kinder schenkte, aber als jung schon starb, wie gesagt wird, an Tuberkulose. Drei Kinder folgten ihr in frühen Jahren. Der Sohn Ignaz (1835—1861) studierte Medizin, erkrankte aber im Alpachersee; ob Unfall oder Selbstmord vorlag, ist nicht abgeklärt, denn er sei schwermütig gewesen, wird gesagt, und beim Gang um das Acheregg unbegleitet. Franz Joseph liess es nun nicht beim Arznen bleiben, sondern als «Gibler» gehörte es sich, dass er in der Dorfpolitik mitmachte. Er war mit 30 Jahren im dreifachen Landrat, legte die erste Gesetzesammlung in Obwalden an und gab den ersten Band auf seine Kosten heraus. Er wurde Landesfährndrich, in Friedenszeiten eher ein Ehrenamt, aber auch Armenverwalter und dies reizte nun zu Tätigkeit. Besonders dem Strassenbettel wollte er zu Leib rücken, der damals sicher nicht nur in Kerns, sondern überall in der Eidgenossenschaft Brauch war. Sich über unsere Vorfahren deswegen zu entrüsten, wäre pharisäisch, denn noch 1930 sassen die Bettler von Rom, Paris, Madrid und vermutlich noch anderswo auf den Kirchentreppen; ich bin Augenzeuge. Eigentlich nicht zu Erwerbszwecken bettelten sie, sondern zur Übung der christlichen Tugenden, der Demut bei den Bettlern, der Barmherzigkeit bei den Wohltätigen. Aber Franz Josef Durrer war fortschrittlich, gemeinnützig und antiklerikal und er bekämpfte den «Pauperismus», welches reizendes Wort damals schon oder wenig später aufkam. Er verbot den Strassenbettel und wollte die Bettler zwingen in bestimmten Familien,



Durrer Franz Joseph, 1806—1868,
Dr. med. Kerns, später Unterägeri



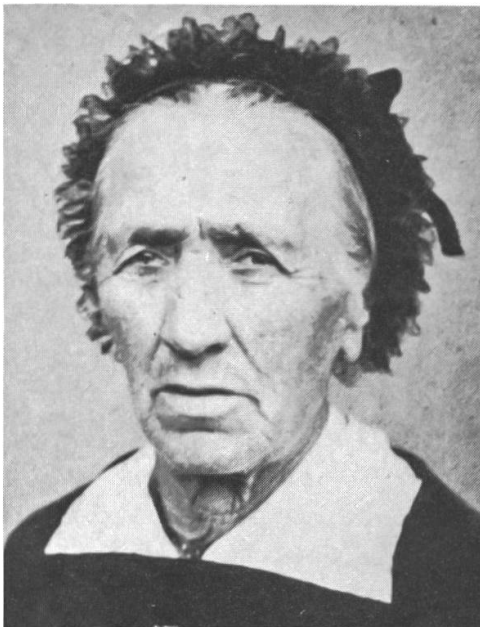
Durrer Robert, 1890—1978,
Prof. Dr. h.c. Ing.

denen sie zugewiesen waren, vorzusprechen und sich dort speisen zu lassen. Auch Hausindustrie, die schon im 18. Jahrhundert in Engelberg aufkam, wollte er einführen, damit die armen Bettler zu Verdienst und Selbständigkeit kämen. Aber auch er wie andere andernorts machte sich damit verhasst. Denn für viele Bettler bedeutete dies Entzug eines Berufs ohne Erwerbszwang, ohne Arbeitszwang und mit Beschäftigung nach Lust und Laune, also ein Dasein mit vielen Freiheiten, die uns heute durch Erwerb und Wohlstand längst entzogen sind. Der wohlmeinende Franz Joseph stiess also auf Widerstand und Anfeindung.

Sonderbar, dass Widerstand sogar von seinen Brüdern aus geschah. Während er mit dem Bruder Josef Mathias gut auskam, trotzdem dieser keineswegs liberal und antiklerikal, sondern das gerade Gegenteil war — eine Ausnahme bei den «Giblern» damals — so wurden die Beiden von Bruder Heinrich, dem landbekannten «Gibli-Heiri», einem Antiklerikalen und nach seinem Reden Fortschrittlichen, heftig befehdet. Es wird erzählt, Heiri habe seine Radaufreunde angestiftet, den beiden Brüdern die Fensterscheiben mit Steinen einzuwerfen. In Obwalden ging aber damals auch der Spruch um: Wenn zwei «Gibler» streiten, nur nicht dazwischen treten um Frieden zu stiften, sonst stehen die beiden Streiter sofort zusammen und fallen über den Friedenstifter her!

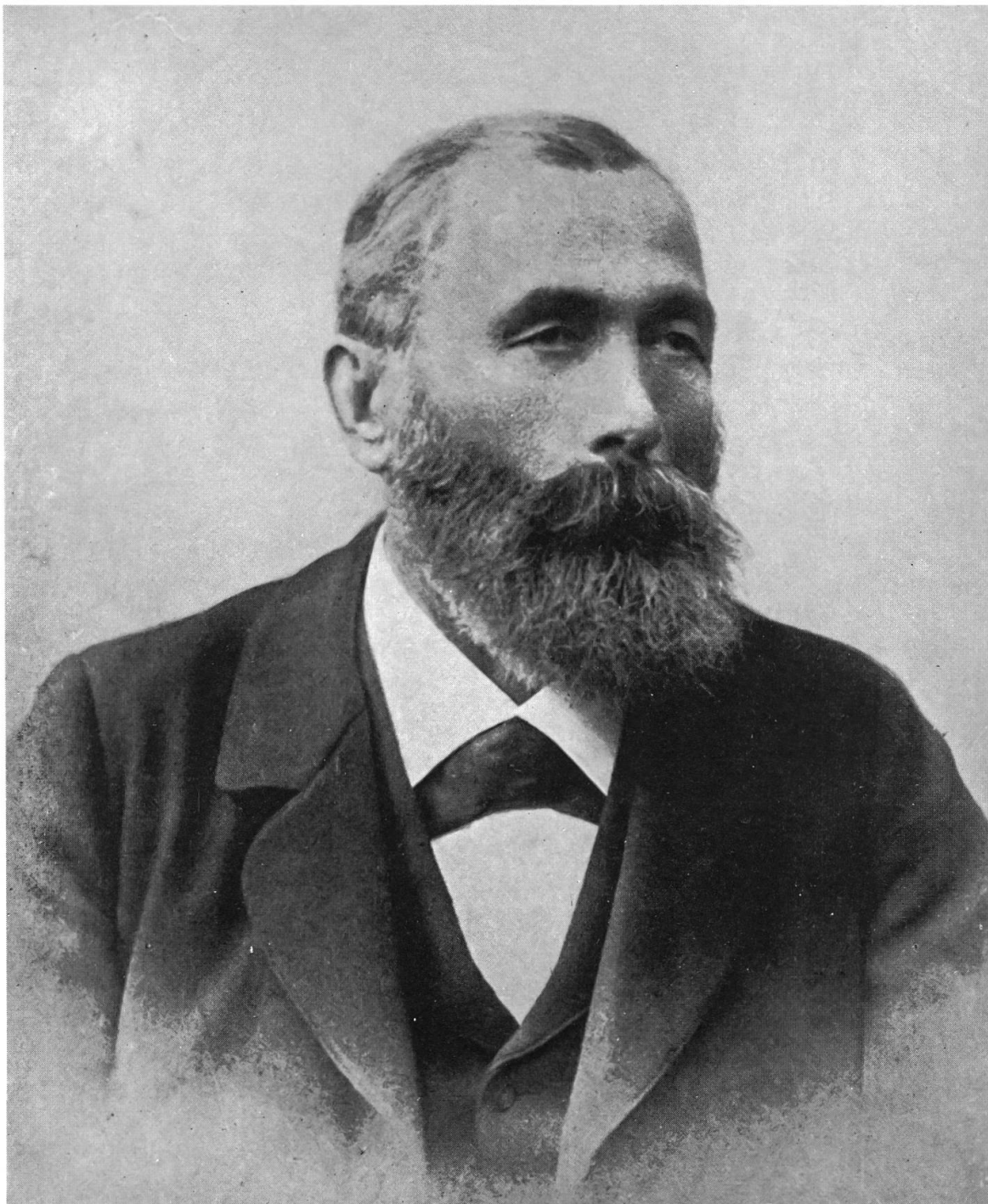
Als nun die erste Frau des Franz Josef vorzeitig starb und seine

zweite Frau Namens Schindler, vermutlich eine Schwyzerin, sich in Kerns nicht einleben konnte, zog er nach Ägeri. Dass er auch dort ein «Gibler» blieb, ist daraus zu ersehen, dass er dort das erste Lungensanatorium gründete. Vermutet wird, die zweite Ehe sei nicht glücklich gewesen. Die Frau sei eine «kalte Schönheit» gewesen, gefühllos, sei später psychisch abnorm geworden und starb in einer Anstalt. An was sie litt, war nicht zu erfahren, ebensowenig wann genau sie starb. Der Vater Franz Josef sei in den letzten Lebensjahren ins Trinken hineingekommen, doch nur darum, um das Elend der zweiten Ehe zu betäuben. Dieser Ehe entspross nur ein Sohn und die ganze Stammlinie trägt nur wenige Namen. Der Enkel Robert (1891—1978) wurde aber ein bedeutender Mann, war Professor an der Technischen Hochschule Charlottenburg, später an der ETH Zürich und dann Direktor der von Roll'schen Eisenwerke, hatte also immer wissenschaftlich und praktisch sich mit Metallen zu befassen, und es scheint, auch dies passe zu den «Giblern», als was er sich fühlte, trotzdem er weder in Obwalden geboren, noch je dort gewohnt hat. Er hat auch ein grosses Verdienst daran, dass der Stillhaltevertrag zwischen Industrie und Gewerkschaften zu Stande kam. Die Kernser hatten also recht, dass sie den 70. Geburtstag ihres berühmten Mitbürgers mit ihm zusammen feierten.



Bucher-Durrer Theresia, 1807—1890,
Klewigen, Kerns, Mutter von Franz Jo-
seph Bucher-Durrer

Als zweite der ersten Filialgeneration ist **Therese** zu vermerken (1807—1890) und über sie und einen Nachkommen gibt es nun viel zu schreiben. Sie heiratete zwar den 21 Jahre ältern Seba-



Bucher-Durrer Franz Joseph, 1834—1906, Unternehmer, Kerns

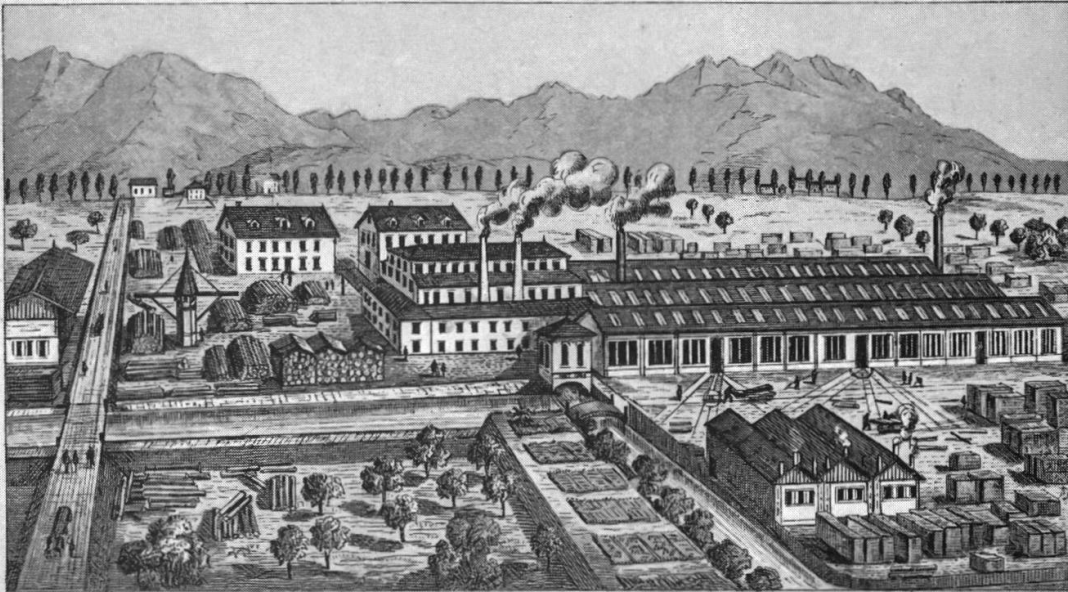
stian Bucher (1786—1848), überlebte ihn aber noch um 42 Jahre. Sie brauchte keine «Gleichberechtigung»; sie nahm sie sich unbestritten. Nach altem Brauch liess sie zwar den Mann in Stall und Scheune regieren — oder vielleicht doch nicht ganz? —, aber im Haus und bei den Kindern regierte sie und verstand es bis zuletzt, denn noch bei verheirateten Töchtern und Enkelinnen wusste sie Rat und Befehl. Es wurde aber allgemein gesagt, es sei nicht einfach Regiersucht gewesen, sondern es war genau das Richtige, wenn sie etwas bestimmte. Der Mann Sebastian überliess ihr dies wohl nicht ungern, denn

er hatte seine Freude am Basteln und Probieren, besonders mit der damals aufkommenden Elektrizität, dank der die durstigen Berggänger, wenn sie aus der metallenen Röhre seines Brunnens trinken wollten, als erstes zu ihrem Schreck einen unschuldigen elektrischen Muskelschlag erhielten, während der Baschi in seinem Versteck lächelnd zuschaute.

Das Ehepaar hatte 8 Kinder und das zweite davon hat den Namen Bucher-Durrer in der halben Welt bekannt gemacht. Franz Joseph (17. Juni 1834 — 16. Oktober 1906) hiess er wie sein Onkel der Arzt. Alles stimmt nicht, was über ihn herumgesagt wurde. So wuchs er nicht in Armut auf und er konnte selbstverständlich die Volksschule besuchen. Aus guten bäuerlichen Verhältnissen stammend schickten ihn seine Eltern sogar für zwei Jahre in die Realschule des Kollegiums Sarnen, wo ihm die Anfangsgründe der Rechenkunst und etwas Französisch beigebracht wurden. Aber das Rechnen erlernte er später von sich aus viel besser und von Fremdsprachen genügten ihm einige italienische Brocken und vor allen das «Subito» in einem Tonfall, dass es bei seinen Italiener-Arbeitern auch subito wirkte. Er hätte also beim heutigen Bildungswesen nicht viel mehr als Handlanger oder Abschreiber werden können. Aber dank der damaligen Freiheit beim Tätigsein, die wir dem Fortschritt des Bildungswesens zum Opfer bringen mussten, konnte er Unternehmer und Erbauer und Besitzer von Hotels, Bergbahnen, Tram und noch anderem auf der Linie Basel-Kairo werden. Und zwar, dies sei festgestellt und wiederholt, als Besitzer, dem keine Banken und Aktiengesellschaften dreinregieren konnten. Bis zu seinem Tode 1906 stand alles noch fest. Erst der Weltkrieg 1914 acht Jahre später und dann der faule Friede nach 1918 erschütterten und brachten Unheil mehr als andern auch betroffenen sogenannten Hotel-Dynastien von damals, so dass von «Hotels Bucher-Durrer» viele nichts mehr wissen, auch wenn einige dieser ehemaligen «Palace» und «Grand-Hotel» als Gebäude noch stehen. Es ist also Aberglaube, die Schule schaffe alles. Sie bringt nur hinzu zu dem, was schon im Kopf ist, und gelegentlich erweist sich das Zugebrachte noch als überflüssig.

Der junge Franz Joseph Bucher, dem das Bauernwesen nicht recht gefiel, traf nun zufällig an Weihnachten im Melchthal einen ebenso unternehmungslustigen Obwaldner, nämlich Josef Durrer-Gasser, kein «Gibler». Dieser hatte bereits 1863 eine Sägerei in der Diechtersmatt Giswil gepachtet. Die beiden fanden Gefallen aneinander und verbanden sich und bereits am 1. Jänner 1864 begann die Firma «Bucher und Durrer». Zu-

FABRIQUE DE PARQUETS MASSIFS



BUCHER & DURRER, KÄGISWYL (SUISSE)

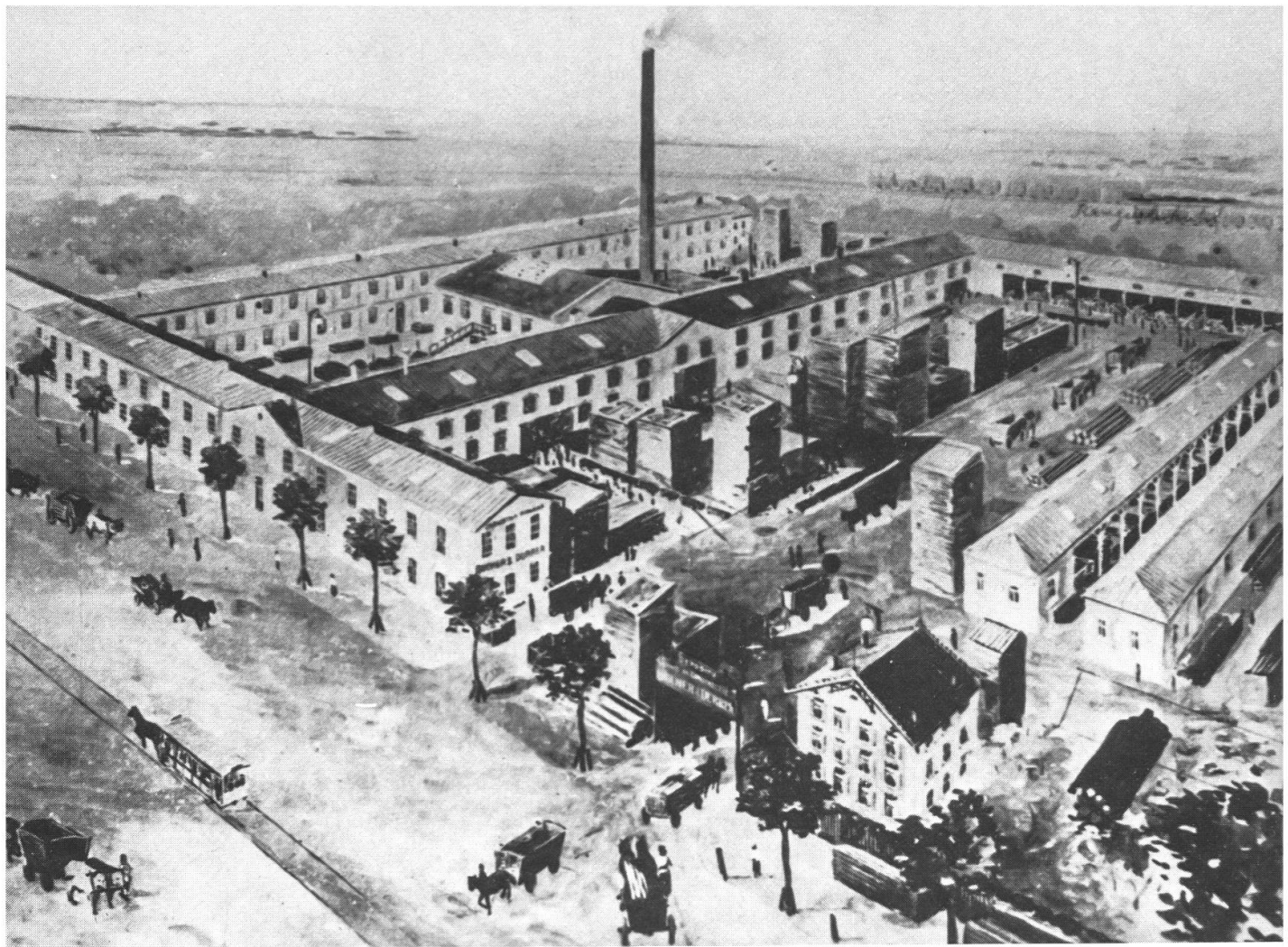
Parquetterie Kägiswil, Obwalden

nächst bauten sie in Obwalden und dann auch auswärts Wohnhäuser, aus Holz natürlich. 1868 lösten sie die Pacht der Sägerei auf, denn nun gings an die eigene Parkettfabrik in der Gygi bei Kägiswil; die Parkettböden kamen nun auf. Zwischenhinein holte Franz Josef aus Büchern sein fehlendes Wissen nach und war nun erst recht bereit. 1868 verschwägerten sie sich, denn die zweite Frau des Franz Joseph nämlich Josephine Durrer war die Schwester von Josef Durrer. Dann ging es an die Hotels und Strassen; das heute abgebrochene, einst sehr berühmte «Sonnenberg» in Engelberg, das erste Hotel auf dem Bürgenstock, die neue Strasse nach Engelberg, nach Kehrsiten und von Stansstad zum Bürgenstock. Ob sie immer einig waren? 1877 kam es zu einer erstmaligen Trennung, die jedoch rückgängig gemacht wurde, weil Franz Josef Bucher sich beim Teilen verrechnet habe.

Weil nun das heimische Holz rarer wurde, hielt Josef Durrer-Gasser Ausschau und entdeckte, dass in den Karpathen riesige Wälder lagen, wo niemals geforstet wurde. Er fuhr nach Budapest, später nach Bukarest und schliesslich sogar in den Kaukasus nach Tiflis, manchmal allein, einige Male mit Bucher zusammen — es soll von Beiden Bilder in rumänischer Tracht

geben — und er erreichte es bei den Behörden, dass er in Siebenbürgen, in der Walachei und in Georgien ganze Wälder kaufen konnte. Das waren abenteuerliche Reisen und Arbeiten, wie er seinen Kindern und Obwaldner Freunden erzählte. Um den schwierigen Transport in die Schweiz zu vereinfachen, erstellten sie eine Parkettfabrik in Bukarest. Die brannte unversichert nieder, worauf einfach eine neue gebaut wurde. Franz Josef Bucher, der nicht jedesmal mitging, erstellte inzwischen die San Salvatore-Bahn bei Lugano mit Elektrizitätswerk in Maroggia, die Bürgenstockbahn 1887 und die Stanserhornbahn, die 1893 in Betrieb genommen wurde mit einem Bremssystem, das Josef Durrer-Gasser erfunden hatte und das die Zahnradstange überflüssig machte. Das System sei so einfach gewesen, dass der Erfinder nicht wagte, es zum Patent anzumelden. Doch bewährte es sich so, dass es bei vielen Bergbahnen nachgeahmt wurde. Aus dieser Zeit wird erzählt, in welchen Ruf Franz Josef Bucher beim Volk bereits gelangt war. Bei Probefahrten auf das Stanserhorn sei der Wagen einmal stecken geblieben. Es kam der Wagenführer, und er wusste keinen Rat. Es kam der Maschinenmeister, und er erreichte nichts. Da kam Franz Josef Bucher und schrie die Bahn an: «In drei Teufels Namen: Jetzt fährst Du!» Und sie fuhr. In den Kreis der Zauberei war er also gelangt.

Etwas Besonderes war es aber auch, dass er in jenen Jahren als Unternehmer die Anlage für das Elektrische Tram der Stadt Genua baute. Nach Schluss erhielt er Anweisung die Bezahlung dafür auf einer Bank in Zürich abzuholen. Er ging hin, aber nun sollte er sich ausweisen, dass er wirklich der Franz Josef Bucher sei. Natürlich hatte er keinen solchen Ausweis bei sich, denn in der damaligen Innerschweiz kannte doch jeder den andern am Aussehen. Nun war gleich nebenan ein Bauplatz und so schlug er der Bank vor, ihn dort aufzustellen und zu fragen, wer er sei; denn dort sei sicher auch der eine oder andere Bauarbeiter, der schon unter ihm gearbeitet habe. Gesagt getan, und richtig meldete ein Polier, dies sei der Franz Josef Bucher. Nun erhielt er eine Million Franken ausbezahlt und fuhr damit, ob in einem Köfferchen oder nun in einem Papierpaket sicher verpackt, nach Hause. In Kerns aber wurde nun mit Freunden und Schulkameraden das Fest der Ersten Million gefeiert, denn damals war der Kapitalist noch bewundert und brauchte nicht seinen Reichtum zu verstecken. Sogar photographieren liess er sich damit: vorn die zehn Pakete zu je 100 000.— Franken, dahinter der Franz Joseph, keineswegs hoffärtig, keineswegs zurecht gemacht zu einer «Show», son-



Parquetterie Grossești, Rumänien

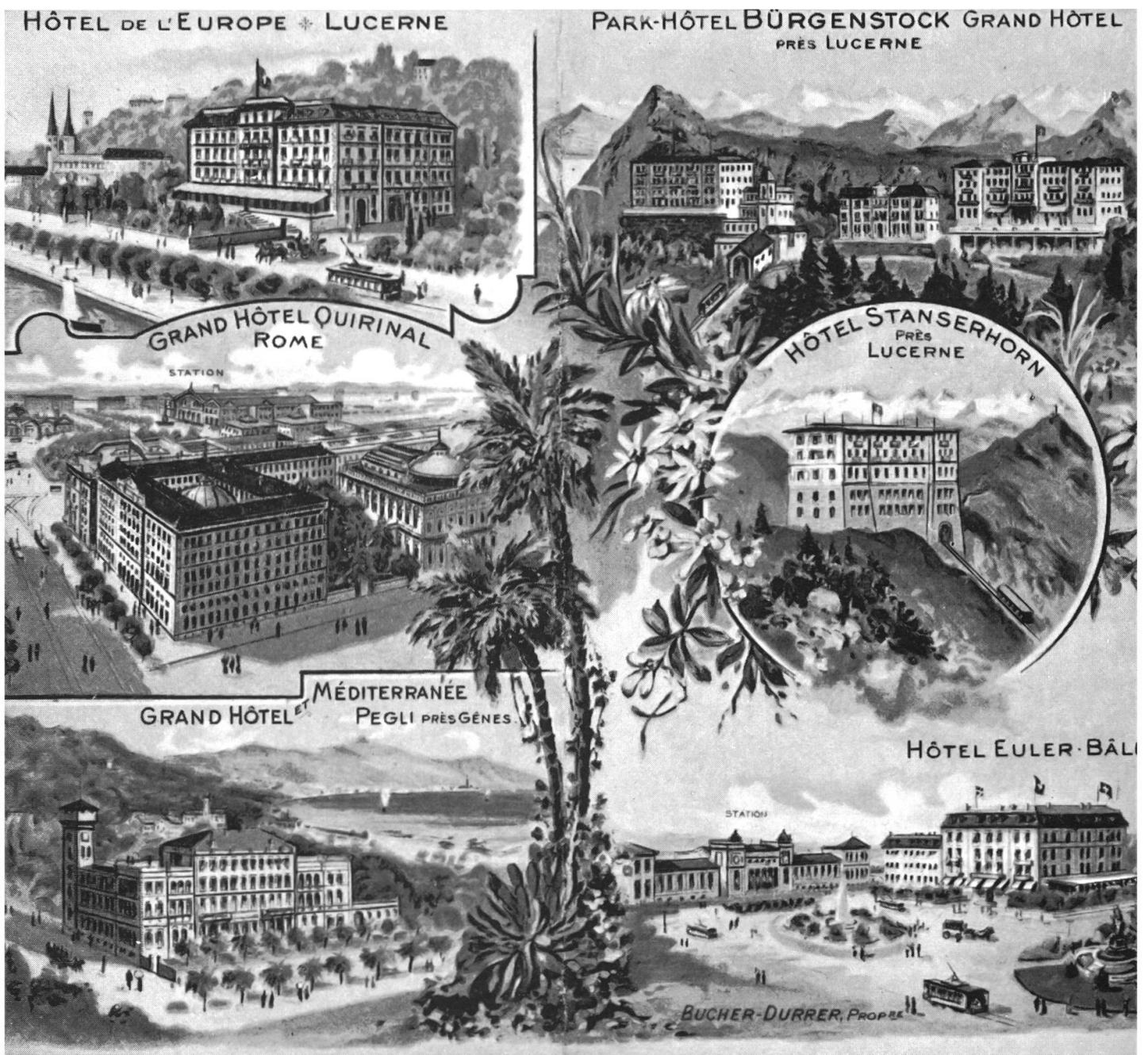
dern schlicht, aber währschaft und festgegründet wie ein Bauer. Im Hintergrund sitzen dann auf einer Gartenbank die zweite Frau mit zwei Buben. Wer aber auch als Uneingeladner gerne gesehen hätte, wie eine Million aussieht, durfte nur anklopfen, und dann wurde eine Schublade aus der Kommode herausgezogen und darin lag sie leibhaft. Zu den Freunden im Kanton herum fuhr er auch damit, z. B. nach Stans, wo der wortgewaltige Fürsprecher bei seinen Prozessen, der Fürsprecher Melchior Lussy (1854—1926), erst Schweizergardist, dann Student der Theologie, dann der Jurisprudenz und zuletzt Freimaurer, gleich gegenüber dem Stanserhorn-Bahnhof wohnte. Er habe aber auch dem entfernter wohnenden Constantin Odermatt (1831—1907), Obergerichtspräsident, berichtet, da er beiligt sei, möge der Freund herkommen um die Million zu besichtigen. «Getraust Du Dich auch mit einer solchen Summe allein auf dem Einspänner durch den einsamen Kernwald heimzufahren?», habe Odermatt gefragt. Franz Joseph aber habe nach einem kräftigen Scheit auf einer Holzbeige nebenan gegriffen, es in der Luft geschwungen: «Da soll mir einer kom-

STANSERHORNBAHN

& electr. Tramway

STANSSTAD-STANS





Die Rückseite einer Menükarte, die in buntem Steindruck sechs Bucher-Durrer Hotels darstellt.



Prospekt für die Stanserhornbahn (um 1900), zugleich ein Beispiel für die Verkehrswerbungs-Grafik jener Zeit (Archiv William Speiser, Basel) (Cliché zur Verfügung gestellt vom Verein für wirtschaftshistorische Studien).

men!» Es neben sich auf den Kutschbock legend und mit der Peitsche dem Ross über die Kruppe streichend sei er losgefahren. So hat es Constantin Odermatt seinen Kindern erzählt. Damals war der Kapitalist noch der Held der Zeit und durfte sich zeigen wie heute die Sport-Kanonen und Film-Divas oder — nur vielleicht — im Mittelalter die heiligen grossen Prediger der Bettelorden.

Aber hatte diese erste Million auch schlimme Folgen? Es wird gesagt, Franz Joseph Bucher habe wohl die Ausführung in Genua geleitet, doch Josef Durrer-Gasser habe die Pläne der Anlage gemacht und glaubte nun auch Anteil an dieser Million zu haben, was der andere bestritt. Die Beiden seien nicht einig geworden und im Jahr darauf, 1895, kam es zur zweiten Trennung der Firma «Bucher und Durrer», wobei der erste die Hotels und Bergbahnen mit Zubehör übernahm und der zweite die Parketterie und die liegenden Güter in Obwalden sowie die Alp Bluematt in Nidwalden. Aber wiederum reute es Franz Josef; es wird vermutet, weil ihm die technische Erfahrung von Durrer fehlte. Und wiederum behauptete er, er habe sich beim Teilen verrechnet und focht den Vertrag an. Diesmal wollte Durrer nicht darauf eintreten, und es kam 1896 in Sarnen zu einem stürmischen Prozess. Franz Josef habe so laut geschrien im Gerichtssaal des Rathauses, dass man es auf dem ganzen Dorfplatz davor verstand. In der Mittagspause traf es sich, dass die beiden Prozessgegner nebeneinander die Rathaustruppe herab gingen, und Franz Joseph habe gesagt: «Du, ich komme gleich zu Dir zum Mittagessen. Wir Beide zanken ja nicht miteinander, nur unsere Geschäfte zanken.» Was konnte Josef Durrer-Gasser sagen? Der Andere war zwar Prozessgegner, aber schliesslich auch Schwager. Seine Frau aber habe sich sehr geärgert, dass sie einen solchen Gast am Familientisch bewirten musste. So wird es in der Familie erzählt. Genau wie der Prozess ausging, müssten die Akten sagen. Aber als man einmal viel später diese Akten beim Gericht einsehen wollte, seien sie unauffindbar gewesen, wird gesagt. Auf jeden Fall blieben die Beiden getrennt und es gab nicht mehr: «Bucher und Durrer», sondern nur noch «Hotels Bucher-Durrer». Durrer-Gasser blieb im Land und baute Häuser für die eigene Familie und für jene die es wünschten und 1905/06 im Auftrag noch die Braunwaldbahn und dann das Hotel dort auf eigene Verantwortung, und daneben betrieb er die Parketterie. Franz Joseph Bucher aber blieb Unternehmer aus eigener Lust und zu eigenem Nutz und kam damit weit in der Welt herum und verliess schliesslich Kerns und wurde in Luzern wohnhaft.



Franz Joseph Bucher-Durrer mit der Genua-Million, im Hintergrund seine Frau und zwei seiner Söhne aus zweiter Ehe.

Zum Schluss war Franz Josef Bucher-Durrer ehemaliger Besitzer des Hotel «Euler» in Basel und des «Europe» in Luzern, gegenwärtiger Besitzer des «Hotel Stanserhorn» mit der zugehörigen Standseilbahn und dem Tram von Stans bis zur Schiff-lände Stansstad, Besitzer der drei Hotels «Bürgenstock» mit zugehöriger Standseilbahn, natürlich vom See hinauf und Wirtschaft, des «Grand Hotel» Lugano, des «Grand Hotel» in Mailand, eines Hotels in Pegli an der italienischen Riviera, des Hotels «Quirinale» in Rom, des «Semiramis» in Kairo und, angeblich gegen seine Bedenken erbaut, des «Palace» in Luzern. Aber wer wie der Schreibende vom Wirtschaftswesen nicht viel versteht, bewundert anderes mehr. Bevor Franz Josef Bucher antrat, gab es den Bürgenberg, wohl in Urzeiten aus einer langgestreckten Gletscher-Moräne entstanden, gegen Westen der Schiltgrat und der Seewli-Grat, schöne Aussichtspunkte, die ein hochgelegenes kleines Hochtal mit Kapelle und Weiler Ob-

bürgen und einem kleinen Ried umfassten, und dann nur wenig ansteigend zur Hammetschwand und ostwärts vereint über den Mattgrat mit der einsamen Rapperfluh zur Untern Nas an der See-Enge gegenüber der Oberrn Nas abfallend. Aber seit Bucher-Durrer da war, ist der Bürgenberg zum Bürgenstock geworden, obschon nichts Stockartiges da ist, und das Dörfchen Kirsiten am See mit seinen Kirschbäumen wurde zu Kehrsiten, obschon dort nur der Name verkehrt ist, und unter diesen erfundenen Namen wandern sie seither durch die Eidg. Topographie mit Landkarten, Postverzeichnissen und Fahrplänen. Wer erreicht so etwas, wenn er nicht der Franz Josef Bucher-Durrer ist? Der «Gibler» verschied zuletzt am südlichsten Ende seines Hotel-Reichs in Kairo, weit fern vom angestammten Kerns.

Er war also kaum vorgebildet, hatte nicht in ein Geschäft hineingeheiratet, war zweimal verheiratet, denn als Witwer hatte er es nochmals gewagt, beide waren Kernserinnen, hatte sechzehn Kinder, von jeder Frau acht, beidemal zivilstandsamtlich und nicht «freie Liebe». Er blieb lange Zeit in seinem Dorf, trotzdem er viel im Ausland unternahm und baute, erst spät zog er in das benachbarte Luzern. Es wird ihm aber auch nirgends nachgesagt, dass er es liebte Staat zu machen oder dass er als grosser Herr auftrat oder genussüchtig war oder Frauen nachjagte oder, abgesehen von der Dorfpolitik in Kerns, sich Parteien dienstbar machen und etwas Staatliches auf den Kopf stellen wollte. Nun traf er es allerdings in die günstige Zeit der Gründerjahre, wo man handeln konnte ohne Beschränkung durch allerlei Behörden und Vorschriften und Erlasse. Eigentlich verkörperte er auch nicht den Grosshotelier, wie wir ihn uns vorstellen, sondern den Gründer und Unternehmer von damals. Verstand er zu repräsentieren? Eher wäre zu glauben, dass er es gar nicht versuchte und dass ein Gast seiner «Palace», der ihn nicht persönlich kannte, ihn bei der Begegnung mit einem Vorarbeiter verwechselte. Auf gute Konjunktur im Geschäftsleben folgt bekanntlich immer wieder eine schlechte, was zum Unglück oft vergessen wird in der Meinung, es wachse alles nun fortwährend aufwärts. So war es schon beim Turmbau von Babel. Aber Franz Josef Bucher überstand auch schlimme Zeiten, weil er auch in guten nicht zum blossen Geniesser wurde, sondern ein ständiger Arbeiter blieb von unbändiger Energie, ohne viel Rücksicht und moralische Bedenken, wenn es anders nicht ging, immerhin aber nicht gegen Gesetz und Recht. Persönlich war er dabei unglaublich bedürfnislos. «Du, sag bei mir zu Hause, ich müsse schnell nach Rom; ich habe



Durrer-Gasser Josef, 1841—1919, Kompagnon von Franz-Joseph Bucher-Durrer und dessen Schwager durch Buchers zweite Frau in grusinischer Tracht.

keine Zeit selber heimzugehen», habe er einem Bekannten über die Strasse in Luzern zugerufen. Dann fuhr er mit einer Wurst oder etwas Käse und Brot im Sack die Nacht durch, vorbei an seinem «Grand Hotel» in Lugano, am «Grand Hotel» in Mailand, zum «Quirinale» in Rom; nehmen wir an wenigstens in der damaligen 2. Klasse, aber wohl nicht im Schlafwagen. Man trifft in Ob- und Nidwalden heute noch den einen oder andern, der als jung in den Hotels Bucher-Durrer gedient hatte. Denn Franz Joseph hat offenbar gerne seine Helfer aus der Heimat geholt, wo er die Leute und Familien kannte. Sie bewahren ihm kein schlechtes Andenken. Er habe viel verlangt, aber sei gerecht und teilnehmend gewesen. Er trat also nicht bloss als Arbeitgeber und Herr auf.

Von seinen sechzehn Kindern erreichte keines ganz das Format des Vaters. Die älteste Tochter Josephine (1854—1939) war verheiratet mit dem Arzt Anton Berchtold, einem Obwaldner, war zwar einige Zeit in Amerika, aber war doch das einzige der 16 Kinder, das am längsten in der Heimat war und auch in Sarnen starb. Als echte «Giblerin» wurde sie mir beschrieben, und als ich die damals 83jährige besuchte und ausfragte, erwies sich dies sofort. Lebhaft, offen entgegenkommend, gesprächig, ohne den Faden zu verlieren, mit erstaunlich gutem Gedächtnis, sofort eingestellt, wenn eine ganz andere Frage kam, scharf und gescheit im Urteil stand sie Rede und Antwort. Ihr verdankt dieser Aufsatz viel. Der folgende Sohn Robert (1855—1886) war Ingenieur, bereits mit einer Kernserin verheiratet, auf den viele Hoffnungen zu setzen waren. Aber er stürzte ab beim Bau der Bürgenstockbahn. Der nächste, Theodor (1856—1933), war bereits Hotelier. Er ist der Grossvater des schweiz.



Familie Bucher-Durrer, in der Mitte Franz-Joseph, flankiert links von seiner ersten, rechts von seiner zweiten Frau.

Im obersten Halbrund (jeweils von links nach rechts) Schwiegersohn Walde-
mar Cubasch, Tochter Sabine, Schwiegersohn Anton Berchtold, Tochter Jo-
sephine, Schwiegertochter Marie Bucher-Michel, Sohn Casimir, Tochter Chri-
stine, Schwiegersohn Heinrich Wirth.

Im zweiten Halbrund oben, Sohn Fritz, Schwiegertochter Caroline Bucher-
Durrer (zugleich Kusine von Franz Joseph Bucher-Durrer), Sohn Robert,
Schwiegertochter Serafina Bucher-Durrer (zugleich Kusine von Franz-Joseph
Bucher-Durrer), Schwiegertochter Louise Bucher-Haubensack und Sohn Theo-
dor.

In der Mitte unter Franz-Joseph Bucher-Durrer der jüngste Sohn Ernst.

Im untern Halbrund Schwiegertochter Anna Bucher-Röthlin, Sohn Josef, Sohn
Alfred, Schwiegertochter Adeline Bucher-Durrer (zugleich Kusine von Franz-
Joseph Bucher-Durrer) Schwiegersohn Alfred Schrämmli und Tochter Elise.
Unten die Söhne Walter, Arnold und Werner.



-1898-

Botschafters Gian Rico Bucher (geb. 1913), in Rio de Janeiro, der dort einer der heute beliebten Entführungen zum Opfer fiel. Er war lange unbekannt wo eingesperrt. Kommt bei der zähen Tapferkeit, mit der er aushielt, doch das «Giblerische» zum Vorschein? Die nächste, Christine (1857—1858), starb als Kleinkind. Dann folgt Fritz (1859—1917), wiederum Hotelier in Luzern, intelligent und tatkräftig ohne den Vater aber zu erreichen. Er brach mit der Obwaldner Herkunft, wurde altkatholisch und Freimaurer. Das 6. Kind Casimir (1860—1906), wiederum Hotelier, soll getrunken haben. Der nächste Franz Joseph (1861—1862) starb als Kind. Als achte aus erster Ehe folgt dann Sabine (1863—1890). Sie wird von allen Befragten mit einem Wort bezeichnet: «Eine feine Frau». Sie heiratete Dr. Waldemar Cubasch, einen Deutschrussen aus Odessa, der im Sommer als Kurarzt auf dem Bürgenstock tätig war und im Winter in seinem Turmschlösschen aus Holz in einem parkartigen Garten, erbaut noch von Josef Durrer-Gasser, — alles heute verschwunden — in Stansstad der Dorfpraxis nachging und daneben dichtete. Nach ihrem frühen Tode heiratete Cubasch eine Nidwaldnerin, und daran liesse sich eine neue, gelegentlich etwas skandalöse Geschichte knüpfen, doch hat sie mit den «Giblern» nichts zu tun. Aus der zweiten Ehe des Vaters Franz Joseph stammt zunächst Joseph (1870—1931), der wieder anhänglicher an Obwalden war und eine Kernserin heiratete. Er starb kinderlos. Die nächste Tochter Elise (1871—1933) hatte wieder einen Mann aus einer bekannten Hoteliersfamilie. Der folgende Alfred (1873—1914) war Ingenieur, wird als gutmütig geschildert, aber ebenfalls der Trunksucht verdächtigt. Nun kommt Arnold (1878—1917), solid und energisch, der an den Folgen einer Operation starb. Es folgt Werner (1882—1936), hatte Hotelstellen, aber habe sich eher kümmerlich durchgebracht. Dann Walter (1883—1915). Er habe, was Energie und Sichdurchsetzen anbetraf, am meisten dem Vater nachgeschlagen, aber hatte nicht dessen Ausdauer. Bei Beginn des Weltkrieges 1914 befand er sich in seinem Gut beim Jagen in Deutsch-Ostafrika, schloss sich dort den Deutschen gegen die Engländer an und fiel im Kampf. Der 16., letzte, war Ernst (1893—1961), der bei Kriegsausbruch bei Bruder Walter ebenfalls in Deutsch-Ostafrika war, sich ebenfalls den kämpfenden Deutschen anschloss, aber 1916 in englische Gefangenschaft geriet und erst 1920 mittellos in die Heimat abgeschoben wurde, wo inzwischen der Bucher-Durrer Hotelkonzern zusammengebrochen war. Nochmals versuchte er es im portugiesischen Moçambique, aber wurde betrogen, auch anderes missriet und

er musste sich, schliesslich heimgekehrt, eher kümmerlich durchbringen als Photograph und als es besser ging, starb er. Aber er sei eine Frohnatur gewesen, die alles von der guten Seite nahm, wird gesagt.

Damit sind die 16 Kinder von Franz Josef Bucher-Durrer und seinen beiden Ehefrauen aufgezählt. Fast wie bei der ersten Filialgeneration der «Gibler» kamen sie in genauen Abständen zur Welt. Ihre Kinder und Enkel sind heute in aller Welt zerstreut. Ist einer nach Obwalden zurückgekehrt? Als ich den Stammbaum zusammenstellte war nur die älteste Tochter, die 83jährige Josephine, dort.

Es ist, als hätte Franz Josef als Zweitgeborener die Lebenskraft aller Geschwister an sich gerissen. Sein älterer Bruder Sebastian starb 1832 nach wenigen Tagen. Der Dritte, Joseph (1835 bis 1891), starb angeblich an Tuberkulose. Die Vierte, Katharina, lebte 1837 nur zwei Tage. Die Fünfte, Anna Marie (1838—1914), heiratete einen Bauern Sebastian Müller von Sarnen, blieb also der Herkunft der Familie treu. Der Sechste, Eduard, lebte 1842 nur zwei Wochen. Die Siebente, Katharina (1845—1920), blieb wiederum der Herkunft treu und heiratete den Bauern Joseph von Deschwanden, einen Kernser. Die Achte, Therese (1847 bis 1922), heiratete den Balz Durrer im Heimwesen Oberschilt in Kerns und unter ihren Nachkommen, eigene Kinder und Angeheiratete, treten nun doch wieder selbständige Hoteliers auf, nicht in den «Hotels Bucher-Durrer», und in einem Zwillingsspaar zweier Enkel, Robert und Anton, sind sogar Wirt und Arzt beisammen.

Doch zurück zur ersten Filialgeneration. Da treffen wir den bereits einmal genannten **Joseph Mathis** (1808—1894). Er hätte gerne studiert, aber musste verzichten zu Gunsten des früher genannten ältern Bruders Franz Joseph. Er nahm es nicht leicht und habe mit dem Vater deswegen gestritten. Er führte dann zuerst eine Privatschule, wo er auch seine jüngern Brüder unterrichtete, wurde dann Gemeindegeldmeister und Fürsprecher, was damals ohne Studium und Examen möglich war. Er war ein guter Verwalter und hielt vorbildliche Ordnung, nahm alles peinlich, aber liess sich nichts dreinreden. An einer Gemeindeversammlung wurde er vom eigenen Bruder Nikolaus angeklagt, er habe zu viel Holz im Walde schlagen lassen, und es wurde stürmisch sein Rücktritt verlangt. Aber er liess sich nicht leicht erschrecken, auch sonst nicht, und gab den Rücktritt nicht. Nach Schluss der Versammlung seien ihm die Gegner auf der Strasse nachgelaufen und hätten nach seinem Rücktritt gerufen. Er habe sich aber umgewandt, habe mit dem

Zeigefinger der Rechten auf die linke Faust getupft — seine gewohnte Geste — und habe gesagt, er gebe nicht nach und trete nicht zurück, bleibe bis die Amtsdauer abgelaufen; in zwei Jahren seien wieder Wahlen, da könnten sie ihn wegwählen. Es ist nicht bekannt, dass er weggewählt wurde. Als Einziger der Brüder war er konservativ, aber kam mit dem liberalen Franz Joseph am besten aus, und deswegen seien die andern auf die Beiden schlecht eingestellt gewesen. Verheiratet war er mit Anna Maria Amgarten (Daten nicht zu erfahren) und das Paar hatte 5 Kinder, 2 Mädchen, 3 Buben. Einer der Söhne schlug insoweit aus der Art, als er nicht Bauer, Unternehmer, Politiker oder Hotelier wurde. Josef Virgil (1847—1903) wandte sich der Statistik zu, wurde Adjunkt des Eidg. Statistischen Amtes, schrieb zahlreiche Abhandlungen statistischer und volkswirtschaftlicher Art, war seiner Zuverlässigkeit und seines ungeheuren Gedächtnisses wegen sehr geschätzt, so dass ihm die Würde eines Dr. jur. h. c. der Universität Bern verliehen wurde. Der junge Historiker Dr. Robert Durrer (1867—1934) von Stans, der bei Gelegenheit gerne auf irgend ein Blatt Papier gleichsam nebenbei einen Andern zu zeichnen pflegte, ohne dass der andere es gewahr wurde, hat auch sein Bild entworfen, und der Beschauer ist überzeugt: Josef Virgil hat die Würde verdient. Er starb ledig. Aber bei den Kindern der nächsten Schwester Marie (1849—1923), verheiratet mit Anton Etlin tritt das Gleiche fast nochmals auf. Der Sohn Josef (1878—1960), der «Blinde Etlin», als was er über Obwalden hinaus bekannt war, hatte Jurisprudenz studiert, aber musste wegen Erblindung vor Abschluss aufstecken. Doch seine Schwester Therese (1881—1959), eine Lehrerin, wohnte nun mit ihm zusammen, las ihm vor, schrieb seine Diktate, und so erwarb er eine Kenntnis geschichtlicher Ereignisse in Obwalden, um die ihn mancher Sehende beneiden konnte. Er konnte sogar Erziehungsrat werden und wirkte als Berater und Sachkundiger in manchen Gemeindeangelegenheiten mit. Ich sah ihn einmal an einer Sitzung des Historisch-antiquarischen Vereins von Obwalden, wie er sich zu Worte meldete, weil er mit der Deutung einer aufgefundenen alten Urkunde nicht einverstanden war. Da stand der Blinde mit der schwarzen Brille vor Augen und sprach zu den

Durrer Josef Mathias, 1808—1894, Kerns, der «Säckelmeister». ►

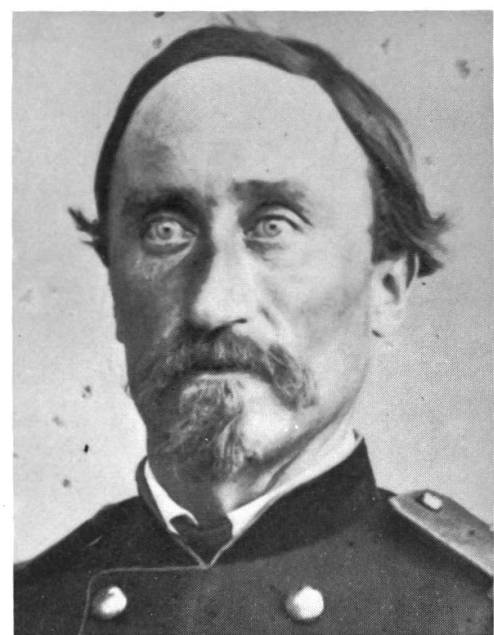
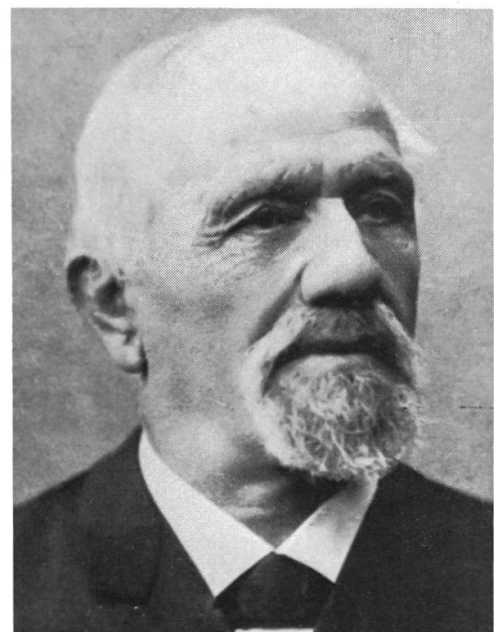
Durrer Virgil, 1847—1903, Dr. h. c., Statistiker, Bern

Windlin-Durrer Katharina (1812—1893)

Durrer-Michel Niklaus (1815—1895) Landammann, Kerns

Durrer-Röthlin Melchior (1817—1894), Bankier, Sarnen

Durrer Alois (1819—1898), der «Lütenant» Fürsprecher



Zuhörern, die er nicht sah, mit einer Kenntnis und mit Temperament, dass wir uns wie durchschaut vorkamen. Von ihm stammen viele Auskünfte über die «Gibler» und ihre Freunde und Gegner. Bei dem langen Besuch in seinem Haus konnte es einem fast unheimlich werden: Durchschauen die Blinden das Wesentliche eines Andern, den sie nicht sehen, besser als wir Sehenden, die wir nicht über die Haut des Gesehenen hineindringen? Auch seine Schwester Therese, damals die einzige weltliche Lehrerin in Obwalden neben vielen Ordensschwestern, dachte noch an anderes. Als die Heilpädagogik aufkam, viel gepriesen und doch nicht immer erfolgreich, machte sie es einfacher: Sie nahm schwierige Kinder, die ihr zugewiesen wurden, in ihrem Haushalt auf, und dies führte zu Erfolg.

Das vierte Kind der 1. Filialgeneration, **Anna Maria** (1810—1813), starb mit drei Jahren. Das Fünfte **Katharina** (1812—1893) war mit Josef Windlin, verheiratet aber kinderlos. Das Sechste **Franziska** (1814—1842) heiratete den Landammann Alois Michel. Es ging also hier schon aufwärts in die Behörden. Doch starb sie frühzeitig und konnte ihren vier Kindern nicht als Erzieherin beistehen, von denen zwei auch als Kind schon starben.

Mit dem Nächsten der 1. Filialgeneration treffen wir den Siebenten, der am meisten politische Bedeutung erlangte. **Niklaus** (1815—1895) hatte nicht studiert, betrieb zuerst den beliebten Käse- und Weinhandel, aber wurde dann Oberstleutnant und, was mehr ist, er wurde 11 Mal zum Landammann von Obwalden gewählt, natürlich von der Oppositionspartei. Er war von starkem Willen und konnte auch rücksichtslos sein. Aber er habe später gesagt, am meisten habe es ihm genützt, dass er im rechten Moment zu schweigen verstand, was den «Giblern» sonst nicht gegeben war. Die Parteiangehörigkeit habe aber seinen jüngsten Bruder Mariä — wir werden von ihm hören — nicht gehindert ihn ebenfalls anzugreifen. Wenn dieser Bruder an der Landsgemeinde ihn immer wieder mit unverschämten Zwischenrufen bei seinen Reden unterbrach, habe er ihn aufgefordert: «Swiegit etz einisch, Mariä». Denn die leichte Sprachstörung des Sigmatismus, wobei ein Sch vor einem Konsonanten als S ausgesprochen wird, war in der Familie der alten «Gibler» heimisch, und an der Landsgemeinde pflegten sich der Landammann und sein Bruder Mariä mit «Ihr» anzusprechen, der Feierlichkeit wegen, und nicht mit «Du». — Der Sohn Niklaus (1840—1920), ein lebhafter, gemüthlicher Biedermann, erlitt das Schicksal der Söhne bedeutender Väter. Er wäre gerne Regierungsrat geworden und er hätte das Amt wohl

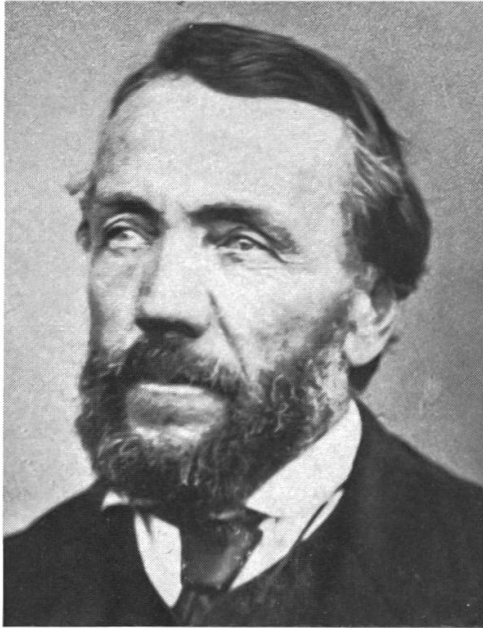
ebenso gut versehen wie mancher andere. Aber in einem Landsgemeindekanton, wo das Landvolk den zu Wählenden vor Augen sieht, wird nach dem Mass des Vaters entschieden und der Sohn blieb zweimal nicht gewählt und blieb Kantonsrat und «der Zeugherr» d. h. Zeughausverwalter. Durch seine Schwester Marie (1847—1888) kam nun «Gibler»-Blut erstmals nach Nidwalden, denn sie heiratete Alfred v. Deschwanden im «Untern Haus» in Stans. Die drei damals bedeutenden Deschwandenfamilien bewohnten nämlich das «Obere Haus», in dem auch der leider überschätzte Maler Paul M. von Deschwanden wohnte, der darum heute unterschätzt wird, das «Untere Haus» und das «Haus am Dorfplatz» mit dem Rechtshistoriker Dr. h. c. Karl von Deschwanden; «Gibler-Art ist in die jetzt ausserhalb Unterwaldens weit verbreitete Familie nicht eingedrungen.

Der achte «Gibler» **Melk** (1817—1894) ergriff einen Beruf, der heute unmöglich, damals aber auch für einen gescheiterten Bauernsohn ohne Weiteres erreichbar war: er wurde Bankier und gründete in Sarnen eine private Bank. Solche Institute gab es damals in vielen grössern Dörfern. Sie waren solid, spekulierten nicht in der halben Welt, sondern verwalteten in den meist behelfsmässigen Kassa-Räumen die Ersparnisse ihrer Mitbürger, liehen Geld an die Vertrauenswürdigen, handelten mit Gülten. Sie kamen damit selbst zu Reichtum, und Melk hatte nach einer ersten kinderlosen Ehe — die Frau starb früh —, aus der zweiten mit Josepha Röthlin, auch eine Kernserin, nicht nur zehn Kinder, sondern galt auch als sehr wohlhabend. Wie viel kann man wohl nicht sagen, denn Steuern gab es damals, aber inquisitorisch wurden sie nicht erforscht, man schloss aus der Lebenshaltung, wie viel einer etwa besass. Die «Gibler»lust am Widerspruch und an der Eigenwilligkeit hatte auch Melk. Im Jesuiten-Kollegium — war es etwa schon Luzern? — sei er deswegen relegiert worden und später blieb er ebenfalls liberal und antiklerikal, bewarb sich aber nicht um politische Ämter, wie es sich für einen Bankier schickt. Drei seiner Töchter heirateten Söhne von Franz Joseph Bucher, also Vettern. Eine galt als epileptisch; ob zu Recht ist nicht ganz klar, denn sie blieb die einzige mit dieser vielfach erblichen Krankheit in der «Gibler»-Sippe. Andere heirateten in der äussern Schweiz und bei meinem Medizin-Studium lernte ich einen «Gibler»-Mitstudenten aus dem Aargau kennen, der auf die Abkunft stolz war.

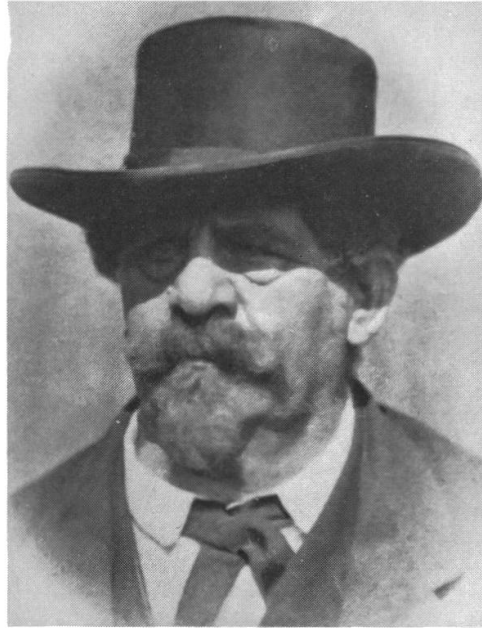
Der nächste, neunte Bruder der ersten Generation **Alois** (1819—1898) blieb Junggeselle und war der Einzige, der etwas mili-

tärische Neigung, nicht aus Pflicht, sondern aus eigener Lust besass. Er wurde nämlich «Napolitaner», d. h. er trat in ein Schweizer Regiment im damaligen Königreich Neapel wie viele andere Innerschweizer, ward Offizier niedern Grades. Aber die Bewerbung um eine Hauptmannstelle missriet. Es wird gesagt, er sei beinahe vor Militärgericht gekommen; warum wusste aber niemand zu sagen. Nach Auflösung des Regiments machte er grössere Reisen und liess sich dann in Sachsen als Fürsprech nieder, also nicht wie andere «Napolitaner», die in den Eidgenössischen militärischen Dienst traten. Er war sehr gebildet, habe mit 80 Jahren noch Homer auf griechisch gelesen, habe zu den Gründern des Schweizerischen Studentenvereins gehört, sei aber politisch zurückhaltend gewesen, zuletzt sehr religiös und habe im Testament viele Vergabungen gemacht.

Geradezu entgegengesetzt war der Neunte, nämlich **Heinrich** (1821—1909), der «Gibli-Heiri», als was er in der ganzen Schweiz und noch darüber hinaus bekannt war. Er war Bauer, übernahm das väterliche Heimwesen, das er aber nicht seinen fortschrittlichen Redensarten entsprechend geführt habe. Er war intelligent, temperamentvoll, aber rücksichtslos und gefühllos als Spötter und Witzbold. Als schwungvoller Redner, nie verlegen ums Wort, der seine Gegner dann schonungslos hernahm, war er ebenso bewundert wie gefürchtet. Deshalb scheuten sich alle ihn in eine Behörde zu wählen, und aus Ärger darüber habe er zeitweise zu viel getrunken. Dazu war er ein ausgezeichneter Schütze, nahm an zahlreichen Festen teil, wurde einmal Schützenkönig der Schweiz und an einem grossen Fest in Hamburg hielt er eine so gewaltig-witzige Rede, dass die Deutschen nur staunten, wie es so etwas geben könne. Natürlich war er liberal und antiklerikal, wobei das letzte Wort aber nicht mit anti-katholisch übersetzt werden darf. Es gab Antiklerikale — der Schreiber ist noch Augenzeuge — die den Tag mit dem Besuch der Morgenmesse begannen und mit einzelnen geistlichen Herren Gutfreund waren und doch über die «Pfaffen» im Allgemeinen schimpften. Den witzigsten Streich glaubte nun «Gibli»-Heiri damit zu spielen, dass er die Zwillinge, die ihm geboren wurden, Abälard und Heloïse taufen liess. Denn der Theologe Abälard und die Äbtissin Heloïse, die miteinander vermählt waren und im gleichen Grab beigesetzt wurden, galten den damaligen Antiklerikalen und «Freidenkern» als Triumph der «Freien Liebe», wie die «Sexwelle» von damals hiess, und sie glaubten damit eine sexuelle Heuchelei der Kirche zu entlarven. Historisch stimmt dies aber gar nicht. Abälard (1049—1142) war wohl Kleriker, was aber etwa unserm



Durrer-Windlin Heinrich (1821—1909)
Landwirt, Gibli, Kerns



Durrer-Müller Mariä (1825—1904),
Wirt, Sachseln (SiwbluomäMariä)

heutigen Student entspricht, also noch nicht Priester, und war eine Art Privatlehrer der lernbegierigen jungen Heloïse. Denn es stimmt nicht ganz, dass im Mittelalter den Frauen die Wissenschaft einfach vorenthalten wurde, sondern es kam drauf an, ob eine auch die Gabe dazu besass. Beweis ist, dass z. B. die Äbtissin Hildegard von Bingen (1098—1179) auch psychopathologische Schriften verfasste. Der Lehrer verliebte sich nun in die Schülerin und entführte sie, als er dabei auf Widerstand der Verwandten stiess, und vermählte sich mit ihr, was damals sehr einfach war, indem Consensus und Copulatio carnalis bereits die kirchlich gültige Ehe begründeten. Sie gebar ihm auch einen Sohn Astrolabius. Aber aus Rache und Feindschaft wurde er von Gegnern oder Gedungenen überfallen und entmannt, und damit war die Ehe zu Ende. Er baute nun ein Bethaus Paracletum, wurde später Priester und berühmter Lehrer der Theologie und Philosophie und überliess Paracletum der Heloïse als Kloster, wo sie Äbtissin wurde. Nach seinem Tode erbat sie den Leichnam und liess ihn im Paracletum bestatten und ordnete an, dass sie im gleichen Grab beigesetzt werde. Ein Briefwechsel aus spätern Jahren der Beiden ist erhalten geblieben, und daraus geht hervor, dass es die gebundene einzige Liebe eines Einzigen zu nur einer Einzigen bis ins Grab war, also ein Triumph der Einehe und der schärfste Gegensatz zur «Freien Liebe», die damals von den «Freidenkern» gefordert wurde. Aber dies konnte der «Gibli-Heiri» nicht wissen und

darum sei ihm nichts vorgeworfen. Was aber ist aus diesem Zwillingsspaar geworden?

Abälard (1862—1891) studierte die Rechte, war hochbegabt, der Einzige alte «Gibler», von dem auch philosophische und poetische Neigung bekannt ist. Aber er grübelte und kam über den Zwiespalt der Gefühle und Gedanken nicht hinweg und geriet in die Geisteskrankheit, musste nach St. Urban eingewiesen werden und starb nach kaum zwei Monaten. Jeder, der ihn noch gekannt hatte und befragt werden konnte, gab mit gedämpfter Stimme und traurigem Ton Auskunft, denn sie hatten ihn gern gehabt. In alten Papieren fand sich auch ein Blatt: «Aus Abälards Briefmappe» und darauf standen handgeschrieben zwei Gedichte, ob von seiner Hand oder einer andern ist nicht sicher. Das eine war wehmütig-gefühlvoll in der Art der Spätromantik und machte geringen Eindruck. Das andere aber war hohe Poesie. Welch' Unglück hat Obwalden mit dem frühen Tod von Abälard erfahren, fällt es dem Leser ein, denn es hätte einen Dichter erhalten, der es mit jedem Damaligen hätte aufnehmen können. Aber schliesslich kamen doch Zweifel. War das Gedicht für den jungen Abälard nicht doch zu reif? Es begann das Suchen und, wo war der mit einigen unbedeutenden Fehlern abgeschriebene Text zu finden? In den Gedichten «Aus dem Nachlass» von Goethe. Es stammt zwar auch nicht ganz von ihm, sondern wurde ihm von Marianne von Willemer, einer seiner letzten Verehrerinnen, zum Geburtstag 1825 gewidmet, aber er verbesserte etwas, gestaltete eine Strophe anders und schickte es mit Antwortgedicht zurück. Bedeutet es jedoch nicht Sinn für Poesie, wenn Abälard die Abschrift in seiner Briefmappe von 1891 mit sich trug?

Die Zwillingsschwester Heloïse aber habe ich als Schulbube noch gesehen. Bei den Ferien in Sarnen machte eine ältere ledige Tante jeweils mit einem Rudel kleiner Neffen und Nichten einen grössern Spaziergang, gerne hinauf zum Flüeli und Ranft. Vor dem Rückmarsch wurde auch eingekehrt, am liebsten bei der befreundeten Heloïse, damals vermutlich bereits verwitwet, das einzige Kind bei Geburt gestorben, die die Pension Stolzenfels führte. Vermutlich habe ich der Heloïse nur gerade die Hand gereicht und kein Wort mit ihr geredet und nur das mehr als feinschlägige Fingerzittern besonders beachtet, und deshalb ihre Gestalt und ihr Tudichum im Gedächtnis behalten. Aber wie sie mir später geschildert wurde: lebhaft, schlagfertig, mit Rede und Gefühl sofort Beziehung, gescheit, da erkannte ich, dass ich damals als Bube erstmals das «Giblerische» gesehen hatte. Ob das Fingerzittern Paraly-

sis agitans war, was mir gesagt wurde, blieb dahingestellt, sicher war es nicht alkoholisch und nicht senil. «Gibli-Heiri» hatte von seiner Frau Marianne Windlin im ganzen 8 Kinder, über die nicht so viel zu sagen ist, wie über die Zwillinge.

Über das neunte Geschwister **Anton** (1824—1888) ist wenig zu sagen. Er sei als jung von einem Ross geschlagen worden, sei geistig zurückgeblieben, sollte mit Heinrich zusammen das Gibli übernehmen. Es habe aber oft Streit gegeben, weil er, wie gesagt wird, schlecht behandelt wurde. 1865 wurde er in die Rosegg-Solothurn eingewiesen, wo er nach 23 Jahren starb. Krankengeschichten wurden damals noch nicht geschrieben. Die damalige Diagnose ist heute ungebräuchlich und lässt sich nur vermutlich deuten.

Über den Zwölften und Letzten ist wieder mehr zu berichten. **Mariä** (1825—1904) — der heute den Knaben nicht mehr verliehene Name Mariä wurde damals zur Kennzeichnung des männlichen Geschlechts mit einem ä geendet —, der «Gibli-Mariä» war landbekannt, Karikatur eines Menschen wurde er bezeichnet, klein, mit einer goldenen Brille, kalten, grauen, boshaften Augen, meist den Zylinderhut auf dem Haupt, ebenfalls mit Sigmatismus beim Reden, zog er erst ruhelos von Heimwesen zu Heimwesen, bis er sich als Bauer in Sachseln niederliess. Er hatte Freude andere zu ärgern, war antiklerikal und bändelte mit jedem Kapuziner, der vorbeiging, an und hängte ihm Spottreden an und verunglimpfte ihn. Er machte es auch ebenso seinem Bruder dem Landammann Niklaus, trotzdem beide zur gleichen Partei gehörten. Mit der «Säublum», dem Löwenzahn, der dann knallgelb in jeder Matte blüht, marschierte er an der Landsgemeinde auf, stellte grundsätzlich Gegenanträge, wobei er manchmal vergessen habe, für seine eigenen Anträge zu stimmen, und machte zu jeder Rede eines Andern Zwischenrufe, wie bereits gesagt. Er fühlte sich aber auch als Original und war stolz auf den Spitznamen: «der Landdesschimpfer» und hatte damit einen gewissen Einfluss und fand Widerhall, auch wenn sich jedermann scheute ihn zur Wahl in eine Behörde vorzuschlagen.

Aber ausgerechnet der «Gibli-Mariä» ist in die Literatur hineingekommen, etwas nebenbei zwar. In seinem Erinnerungsbuch «Am Fenster»⁵ hat Heinrich Federer, damals noch Gymnasiast, den Besuch der Obwaldner Landsgemeinde geschildert, als über die Einführung einer Hundesteuer abgestimmt wurde;

⁵ Jakob Wyrsch, Familiengeschichte und Erbforschung, in: Monatschrift für Psychiatrie und Neurologie, Bd. 125 Nr. 5/6.

eine aussichtslose Sache schien es, denn die Gegnerschaft schien allgemein. Da hat aber der Arzt Dr. Peter Anton Ming (1851—1924) eine Rede für Annahme gehalten, ein Meisterstück einer Rede, wie es solche nur an einer Landsgemeinde geben kann und nirgends anders und auch da noch selten. Federer gibt sie zur Hauptsache wieder, und der junge Historiker Dr. Robert Durrer, dem sie ebenfalls grossen Eindruck machte, hat sie uns später ganz gleich geschildert, so dass also das im Buch Gedruckte recht gut der Rede entsprechen könnte, die natürlich nicht von einem Blatt herunter gelesen, sondern, wie es sich gehört, frei gesprochen wurde. Der «Gibli-Mariä» warf dem «Gütterli-Doktor» natürlich sofort Zwischenrufe zu. Aber der Redner verstand es, nicht nur zurückzugeben, sondern nahm sie ihm bald von den Lippen weg und schliesslich warf er sie ihm ins Gesicht, bevor der «Gibli-Mariä» nur versprachlicht hatte, so dass ihm nur zu schweigen übrig blieb. Die Hundesteuer wurde ganz wider Erwarten einstimmig angenommen.

Der «Gibli-Mariä» war zweimal verheiratet. Von der zweiten Frau Katharina Luise Bürgin hat er eine Tochter Luise (1862—1885), die unverheiratet und kinderlos starb. Sie habe in ihrem Wesen dem Vater nachgeschlagen. Diese letzte Linie ist also ausgestorben. Drei Schwestern der ersten Filialgeneration starben kinderlos. Alle andern acht Linien haben viele Nachkommen, die der Schwester Therese weitaus am meisten. Aber diese «Gibler» sind derart in der Welt zerstreut, dass es unmöglich ist einen vollständigen Stammbaum aller Glieder nachzuführen.

Zum Schluss

Die Familiengeschichte der «Gibler» ist mit den letzten Seiten beendet. Aber bei manchem Leser stellt sich nun die lästige Gewohnheit ein, nach dem Warum zu fragen: Warum hat eine Geschwisterschar von so ausgesprochener Eigenart und von so grosser Bedeutung in ihrer Mitwelt, die weder im Mannes- noch im Frauenstamm ausgestorben ist — nochmals beigefügt, muss ein psychiatrischer Stammbaum, im Gegensatz zum genealogischen, auch die als klein gestorbenen Kinder und die Frauenlinien umfassen —, warum überragt später keine Familie der Nachkommen als Ganzes, sondern nur in einzelnen Gliedern wieder die Volksgemeinschaft wie jene zwölf Geschwister und einige ihrer Kinder es getan? Dass eine erbliche Geisteskrankheit nicht Unheil brachte, wurde bereits gesagt. Aber auch

eine «Degeneration», wie das Wort in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstanden wurde, trat nicht ein. Der Zufall will es, dass der Mediziner Ernst Hanhart, der solche Forschungen liebte, nach 1920 einer anderen Familie aus der gleichen Gegend nachging und bei ihr nun eine solche «Degeneration» ohne Geisteskrankheit nachwies. Also ein Verfall von vermutlich erblichen Charakteranlagen in Verbindung mit äusseren Umständen. In einem Vortrag hat er, ohne den Namen der Familie zu nennen, darüber gesprochen. Ob später im Druck erschienen ist mir nicht bekannt. Doch bei den Nachkommen der alten «Gibler» ist diese «Degeneration» nicht eingetreten. In spätern Generationen finden sich wohl vereinzelt Trinker, «Politikaster», «Giftseckel» und auch einzelne Liederliche und Straffällige, und kommt es zu Ehescheidung, aber nur im Mass, wie wir dies in der Durchschnittsbevölkerung finden. Als Ganzes ist keine «Entartung» eingetreten, und immer überragen wieder Einzelne das Mittelmass. Soweit ich Nachrichten sammeln konnte, waren es Reaktion auf Widerfahrnisse und auf Enttäuschung und Fehlschlag, wenn der eine oder andere süchtig oder asozial oder antisozial oder sexuell entgleiste.

Aber etwas anderes fehlt auch in den Linien dieser «Gibler». Hans von Matt hat die Stammbäume jener Nidwaldner Familien des 17. und 18. Jahrhunderts zusammengestellt, die dem Lande eigentlich das Gepräge gaben. Da ist es meist so, dass ein Mann aus einem vorher kaum bekannten Geschlecht dank Tatkraft, Klugheit und Willen, gelegentlich auch als Oberst in fremden Kriegsdiensten, in den Vordergrund tritt. Er selbst oder der Sohn wird dann an der Landsgemeinde zum Landammann gewählt und bewährt sich, weil er es versteht zu regieren ohne Regent zu sein. Auch der Sohn, vielleicht noch der Grosssohn folgen ihm als Landammann. Dann gibt es zwar keinen Niedergang, doch eine Wendung vom willensstark Tätigen zum Musischen und Wissenschaftlichen als Priester, als Landschreiber, als Archivar, als Chronisten, denen die Landesgeschichte sehr viel zu verdanken hat. Die Töchter aber treten ins Kloster und steigen dort zu Würde auf. Damit stirbt das Geschlecht im Mannesstamm oft aus. Aber in einer andern früher wenig bedeutenden Familie, besonders wenn eine der Töchter der Landammänner hineingeheiratet hatte, beginnt der Kreislauf von Neuem. Leider hat Hans von Matt die Stammbäume nie veröffentlicht. Nicht ausgeschlossen, dass es in andern Landsgemeindekantonen ähnlich sein könnte, denn die Wahl an einer Landsgemeinde ist wohl Vorbedingung. Beim städtischen Patriziat ist es fraglich ob ähnlich. Denn die Patrizier bleiben es

ja, auch wenn sie nicht im Amt sind, und der erbliche Adel hat erst noch den Vorteil der Legitimität. Bei den «Wirtschaftsbaronen» neuerer Zeit ist so etwas zum Voraus unmöglich.

Bei den «Giblern» aber trifft es auch nicht zu. Tatkräftig und volksverbunden waren sie zwar und Nikolaus wurde Landammann und wurde sogar elf Mal wiedergewählt. Es war also nicht so, wie es auch vorkommen kann, dass ein Aussenseiter aus einer andern Gemeinde einmal aus Trotz gewählt wird, um der bisherigen Regierung den Meister zu zeigen, worauf er nachher bald wieder verschwindet. Aber Nikolaus blieb der einzige «Gibler»-Landammann. Dagegen hat dann Franz Josef Bucher das Wirtschaftswesen im Lande kräftig in die Hand genommen, aber nicht als Behörde, sondern als Privatmann. Nur ist es mit dem Wirtschaftswesen eine leidige Sache. Im Gegensatz zum Staatlichen, das fest steht und bleibt und sich am Hergebrachten, Angepassten halten muss, hat es in sich den Drang zur Ausbreitung ins Nicht-Erreichbare und dies führt zu Krise und Niedergang. Wer nur etwas bibelfest ist, kennt dies schon vom Turmbau zu Babel.

Dazu kommt für die «Gibler», die in Obwalden blieben, noch etwas anderes. Hier, wo jedermann jedem bekannt ist, wird der Sohn am Mass des Vaters gemessen, und erreicht oder überragt er es nicht, wird er zu den Vielen und Allzuvielen gerechnet und nicht gewählt. Zu Unrecht ist es dem einen oder andern «Gibler» derart ergangen. Dann besteht bei den Nachkommen die Gefahr zum blossen Schimpfer, Wirtshauspolitiker und Querulanten zu werden, was in spätern Generationen auch vorkam. Einer aus jenen Generationen soll jeweils gesagt haben: «Mein Vater war schon nicht, was mein Grossvater. Ich bin noch weniger als mein Vater, aber immerhin noch mehr als mein Bube.» Der Ausweg in das Musisch-Wissenschaftliche, den jene Geistlichen und Chronisten früherer Jahrhunderte einschlugen, war nun leider nicht «Gibler»-Art. Von keinem der Zwölfe wird berichtet, dass er Theater spielte oder Musik machte oder malte oder historischen Studien nachging, sondern ihre Art war tätig zu sein, zuzugreifen und zu wirken in der Öffentlichkeit. Studieren und Sinnieren lag ihnen nicht und «Probleme» wälzten sie nicht, um dieses heute leider ins Gerede geratene, ursprünglich philosophische Wort zur raschen Kennzeichnung zu verwenden. Es ist erstaunlich, dass unter den Hunderten des Stammbaums kein einziger Priester zu finden ist, ganz im Gegensatz zu andern grossen Obwaldner Familien jener Zeit. Nur einige Klosterfrauen finden sich, doch wird von den meisten erzählt, sie hätten sich im beschaulichen

Leben unglücklich gefühlt. Nur bei einzelnen «Giblern», die aufgezählt wurden, ist später die wissenschaftliche Neugier erwacht und führte zu grossen Werken, und das Poetisch-Philosophische drängte nur empor bei Abälard und ist ihm vielleicht nicht gut bekommen.

Wenn aber die alten «Gibler», trotzdem sie nicht in den Ämtern sasssen — abgesehen später von Niklaus — und trotzdem sie nicht zur tonangebenden Gesellschaft, wie man damals etwa sagte, gerechnet wurden, eigentlich eine Macht im Lande waren, so gab es dafür verschiedene Gründe. Zunächst waren sie insoweit unangreifbar, als sie gescheit, tatkräftig, einfallsreich und witzig waren und ihnen weder Leichtsinn, noch Faulheit, noch Eigenbrödelei, noch Trunksucht, noch sexuelle Haltlosigkeit vorgeworfen werden konnte. Sodann waren sie fest verwurzelt im Volksganzen und wirkten im Land und holten ihre Frauen aus Obwaldner Familien und hielten ihre vielen Kinder in Ordnung, und Ehescheidungen gab es erst in spätern Generationen. In einem Landsgemeindekanton wird so einer immer als Landsmann, als zugehörig und gültig anerkannt, auch wenn er meist anderer Meinung ist als die Mehrheit und wenn er stets widerspricht und spottet.

Dazu kommt ein zweites. In kleinen Kantonen und auch in mittlern gab es seinerzeit oft einen eifersüchtigen Wettstreit zwischen dem Hauptort und einer andern grossen Gemeinde, die ebenso viel gelten wollte. In Nidwalden z. B. stritt Buochs gegen Stans und in Obwalden Kerns gegen Sarnen. Und weil die Hauptorte den Vorrang bewahren müssen, sind sie mehrheitlich konservativ. Umgekehrt trumpfte die andere Gemeinde in jener Zeit auf, indem sie mehrheitlich liberal sich gibt mit einem gelinden Antiklerikalismus. In diesem Sinn kamen die «Gibler» auch zu Geltung und Ansehen, denn sie waren mit Leib und Seele Kernser. Aus dem Wort «antiklerikal» darf man aber, nochmals wiederholt, nicht schliessen, sie seien antikatholisch und gar antireligiös gewesen. Es war eben nicht so, wie es heute von Geschichtsschreibern, die die Zeit vor 1914 nicht selbst erlebt haben, gesagt wird, dass damals ein sogenanntes katholisches «Block-Denken» geherrscht habe. Es war wohl so, dass in Zeitungen kräftig geschrieben wurde gegen Fiat-Lux-Brüder und Freidenker, wie sie selbst sich nannten, als ob die Gedanken nicht jedem einfallen würden und er sie nur dankbar oder widerwillig hinnehmen kann. Und ebenso schrieben andere Zeitungen gegen Römlinge und Pfaffenknechte und Ultramontane und sogar von der Kanzel wurde gegen die schlechte Presse gewettert, die in gut katholischen Häusern

auf liege. Aber viele Leser dieser Zeitungen hörten in den Kirchenstühlen spöttisch lächelnd zu und lasen nachher ruhig weiter und blieben trotzdem katholisch. Dies traf wohl auch für die alten «Gibler» zu, von denen nicht bekannt ist, dass einer aus der Kirche ausgetreten wäre, denn sie taten nur etwas antiklerikal und hatten deshalb kein «Block-Denken». Ohrenzeuge von damals erlebte ich es noch, bevor der erste Weltkrieg eine Wendung brachte. Auch dies kam den «Giblern» damals zu Gute.

Und besonders kam ihnen die damalige Freiheit zu gute, von der wir heute, dem allgemeinen Wohlstand zuliebe, manches verloren haben. Wer Tatkraft und Mut hatte, war sein eigener Meister und konnte beginnen und handeln nicht gegängelt durch Vorschriften und Verordnungen und Examenzwang, die heute manchmal zu Recht und andere Male mit weniger Recht Soziale Fürsorge genannt werden. Die zwischenmenschlichen Beziehungen im Planen und Tun im Guten und Schlimmen, waren darum unbeschränkter, denn man war nicht bloss verwaltet, wie heute spöttisch gesagt wird, sondern Täter. Beziehungen von Mitleid und Dankbarkeit, von Achtung und Neid, von Hilfe und Feindschaft, von Zuneigung und Verachtung und anderes mehr regelten das Zusammenleben. Man kann darüber streiten, ob dies besser ist als das Unpersönlich-Vorgeschiedene. Der «Gibler»-Art aber entsprach und half das Erstere.

Könnten die zwölf Geschwister auch heute noch zu solcher Bedeutung und Ruhm aufsteigen wie damals? Einzelne aus spätern Generationen hatten Lust dazu, aber Misserfolg. Andere bewahrten zwar die «Gibler»-Art und sind daran kenntlich und werden geschätzt. Bei wieder andern hat sie sich verflüchtigt bis auf Spuren, denn durch Heirat kommen andere Einschläge und durch andere Tätigkeit und Auswanderung andere Einflüsse hinzu. Aber ein Aufstieg wie den ersten Zwölf und einigen ihrer Kinder gelingt nur den Hochbegabten, die es verstehen sich den geänderten Zeitumständen anzupassen und doch «Gibler» zu bleiben. Viel Worte in diesem letzten Abschnitt um wenig zu sagen? Leider muss es zugegeben werden. Aber gibt es aus der Innerschweiz für die Zeit von etwa 150 Jahren und fünf Generationen eine andere Sippschaft die den «Giblern» zur Seite gestellt werden kann? Meines Wissens ist wenigstens keine beschrieben worden. Und wenn es keine geben sollte, so sind die «Gibler» erst recht etwas Einmaliges und Ganzes.

Genealogische Notizen über Nachkommen

des Johann Melchior Durrer (1765—1843) und der
Katharina Bucher (1783—1856), Gibli, Kerns
(Die Aszendenz siehe bei: Niederberger Ferdinand, Ahnenliste Kranz-
Niederberger, Stans 1973, Nr. 116/117.)

1. DURRER Johann Melchior Xaver
 - * Kerns 6. 12. 1765
 - † Kerns 17. 7. 1843
 - Landwirt, Gibli Kerns, Ratsherr 1803
 - ∞ BUCHER Katharina
 - * 31. 8. 1783
 - † 5. 3. 1856
 - 1.1. DURRER Franz Joseph
 - * 1806
 - † 1868
 - Landsfährnrich, Armenvogt. Arzt, zuerst in Kerns, später in Unterägeri. Baut dort das erste Sanatorium.
 - ∞ a. REINHARD Franziska
 - b. SCHINDLER Josefina
 - 1.1.a.1. DURRER Karoline
 - * 1833
 - † 1855
 - 1.1.a.2. DURRER Ignaz
 - */† 1834
 - 1.1.a.3. DURRER Ignaz
 - * 1835
 - † 1861
 - Medizinstudent
 - 1.1.a.4. DURRER Franziska
 - * 1836
 - † 1842
 - 1.1.b.1. DURRER Eduard
 - * 1859
 - † 1903
 - Ingenieur
 - ∞ STOFFEL Anna
 - † 1898
 - 1.1.b.1.1. DURRER Gertrud
 - * 1886
 - 1.1.b.1.2. DURRER Robert
 - * 18. 11. 1890
 - † 13. 2. 1978
 - Ingenieur, Professor ETH, Direktor der von Roll'schen Eisenwerke. Dr. h. c.
 - ∞ KIENZLE Martha

- 1.1.b.2. DURRER Kasimir
 - * 1864
 - † 1909
 - ∞ Marie
- 1.2. DURRER Theresia
 - * 1807
 - † 1890
 - ∞ BUCHER Sebastian
 - * 1786
 - † 1848
 - Landwirt, Klewigen Kerns
 - 1.2.1. BUCHER Sebastian
 - * 1832
 - † 1833
 - 1.2.2. BUCHER Franz-Joseph
 - * 17. 6. 1834 in Kerns
 - † 16. 10. 1906 in Kairo
 - Unternehmer
 - ∞ a. DURRER Anna Maria
 - b. DURRER Josephine vom «Stutz»
Schwester seines Kompagnons
Josef Durrer-Gasser
 - 1.2.2.a.1. BUCHER Josephine
 - * 14. 8. 1854 in Kerns
 - † 19. 6. 1939 in Sarnen
 - ∞ BERCHTOLD Anton (7. 10. 1879)
 - * 19. 12. 1852
 - † 20. 1. 1893
 - Arzt
 - 1.2.2.a.2. BUCHER Robert
 - * 10. 9. 1855
 - † 8. 6. 1886 (beim Bau der Bürgenstock-
bahn verunglückt)
 - Ingenieur
 - ∞ DURRER Serafina (siehe 1.8.b.1.)
 - * 28. 6. 1853
 - † 7. 10. 1942
 - 1.2.2.a.3. BUCHER Theodor
 - * 14. 10. 1856
 - † 16. 7. 1933
 - Hotelier
 - ∞ HAUBENSACK Louise
 - * 10. 11. 1861
 - † 9. 11. 1933
 - 1.2.2.a.4. BUCHER Christine
 - * 1857
 - † 1858

- 1.2.2.a.5. BUCHER Fritz
 * 7. 2. 1859
 † 14. 8. 1917
 Hotelier
 ∞ DURRER Karoline (siehe 1.8.b.5.)
 * 30. 6. 1860
 † 30. 6. 1906
- 1.2.2.a.6. BUCHER Kasimir
 * 1860
 † 1906
 Hotelier
 ∞ MICHEL Marie
- 1.2.2.a.7. BUCHER Franz Joseph
 * 1861
 † 1862
- 1.2.2.a.8. BUCHER Sabine
 * 20. 4. 1863
 † 12. 6. 1904
 ∞ CUBASCH Waldemar
 * 22. 11. 1851
 † 30. 1. 1911
 Arzt, Deutschrusse aus Odessa
- 1.2.2.a.9. BUCHER Christine
 * 1865
 ∞ WIRTH Heinrich
- 1.2.2.b.1. BUCHER Joseph
 * 2. 6. 1870
 † 1931
 ∞ RÖTHLIN Anna
 * 1873
 † 1952
- 1.2.2.b.2. BUCHER Elise
 * 14. 10. 1871
 † 1933
 ∞ SCHRÄMMLI Alfred
 Hotelier
- 1.2.2.b.3. BUCHER Alfred
 * 1873
 † 1914
 Ingenieur
 ∞ a. DURRER Adeline (siehe 1.8.b.10.)
 b. HEGGLIN Agatha
- 1.2.2.b.4. BUCHER Arnold
 * 1878
 † 1917 an den Folgen einer Operation
 ∞ BERNER Adele

- 1.2.2.b.5. BUCHER Werner
 * 1882
 † 1936
 Hotelangestellter
 ∞ LIMACHER Elise
- 1.2.2.b.6. BUCHER Walter
 * 1883
 † 1915 in Deutsch-Ostafrika gefallen
 ∞ a. LENZLINGER Emma
 b. DAVIS Emma
- 1.2.2.b.7. BUCHER Ernst
 * 26. 3. 1893
 † 1961
 Hotelier, Photograph
 ∞ a. EGLI Johanna (Jeanette)
 * 2. 9. 1893 / Scheidung 1927
 b. BAUERNFEID Marie Louise
 c. FARIOLI Amalia Agostina
 * 25. 4. 1919 in Sonico/I

1.2.3. BUCHER Joseph
 * 1835
 † 1891
 ∞ VON WYL Josefa

1.2.4. BUCHER Katharina
 */† 1837

1.2.5. BUCHER Anna Marie
 * 1838
 † 1914
 ∞ MÜLLER Sebastian

1.2.6. BUCHER Eduard
 */† 1842

1.2.7. BUCHER Katharina
 * 1845
 † 1920
 ∞ VON DESCHWANDEN Joseph

1.2.8. BUCHER Therese
 * 1847
 † 1922
 ∞ DURRER Balz
 Landwirt, Oberschilt, Kerns

1.3. DURRER Josef Mathias
 * 1808
 † 1894
 Schullehrer, Förster, Fürsprech, Säckelmeister, Hofuhr

- ∞ AMGARTEN Anna Maria
 - 1.3.1. DURRER Juliana
 - * 1841
 - † 1908
 - ∞ EGGER Franz
 - * 1842
 - 1.3.2. DURRER Eduard
 - * 1843
 - † 1887
 - ∞ ETTLIN Serafine
 - 1.3.3. DURRER Josef Mathias
 - * 1845
 - † 1848
 - 1.3.4. DURRER Josef Virgil
 - * 1847
 - † 1900
 - Dr. iur. h. c. Statistiker
 - 1.3.5. DURRER Marie
 - * 1849
 - † 1923
 - ∞ ETTLIN Anton, Regierungsrat
dessen Sohn der Lokalhistoriker Ettlin
- 1.4. DURRER Anna Maria
 - * 1810
 - † 1813
- 1.5. DURRER Katharina
 - * 1812
 - † 1893
 - ∞ WINDLIN Josef Maria
kinderlos
- 1.6. DURRER Franziska
 - * 1814
 - † 1842
 - ∞ MICHEL Alois
 - * 1816
 - † 1872
 - Wirt zum Obwaldnerhof in Sarnen, Landammann
- 1.7. DURRER Niklaus
 - * 2. 11. 1815 Kerns
 - † 2. 10. 1895 Kerns
 - zum Thurm Kerns, Landammann
 - ∞ MICHEL Anna Maria (14. 11. 1837)
 - * 13. 8. 1814 Kerns
 - † 27. 7. 1884

- 1.7.1. DURRER Niklaus
 - * 1840
 - † 1920
 - Zeugherr
 - ∞ REINHARD Christine
- 1.7.2. DURRER Anna
 - */† 1841
- 1.7.3. DURRER Serafina
 - * 1845
 - † 1900
 - Klosterfrau im Melchthal
- 1.7.4. DURRER Marie
 - * 29. 8. 1847 Kerns
 - † 29. 7. 1888
 - ∞ VON DESCHWANDEN Alfred
(siehe Ahnenliste Kranz/Niederberger
Nr. 28)
 - * 11. 10. 1840 Stans
 - † 20. 4. 1890 Stans
- 1.8. DURRER Melchior
 - * 1817
 - † 1894
 - Bankier, Kantonsrat
 - ∞ a. MÜLLER Josefa (ohne Kinder)
 - b. RÖTHLIN Josefa
 - 1,8.b.1. DURRER Serafina
 - * 1853
 - ∞ BUCHER Robert (siehe 1.2.2.a.2.)
 - 1.8.b.2. DURRER Marie
 - * 1856
 - † 1890
 - 1.8.b.3. DURRER Robert
 - * 1857
 - † 1876
 - 1.8.b.4. DURRER Josefina
 - * 1859
 - ∞ STRÄHL Gustav
 - 1.8.b.5. DURRER Karoline
 - * 1860
 - † 1906
 - ∞ BUCHER Fritz (siehe 1.2.2.a.5.)
 - 1.8.b.6. DURRER Augustine
 - * 1862
 - ∞ MARKWALDER Rudolf
 - 1.8.b.7. DURRER Ludovica Héloïse
 - * 1866
 - ∞ HÜNI Alfred

- 1.8.b.8. DURRER Emma
 - * 1868
 - † 1884
- 1.8.b.9. DURRER Alfred
 - * 1870
 - † 1892
- 1.8.b.10. DURRER Adeline
 - * 1872
 - † 1897
 - ∞ BUCHER Alfred (siehe 1.2.2.b.3.)
- 1.9. DURRER Alois
 - * 1819
 - † 1898
 - Offizier in Neapel, Fürsprech, Kantonsrat
- 1.10. DURRER Heinrich
 - * 1. 4. 1821
 - † 20. 6. 1909
 - Landwirt, Gibli Kerns
 - ∞ WINDLIN Anna Maria
- 1.10.1. DURRER Marie
 - * 1848
 - † 1918
 - ∞ BLÄTTLER Niklaus
- 1.10.2. DURRER Heinrike
 - * 1850
 - † 1915
 - ∞ EGGER Christian
- 1.10.3. DURRER Arnold
 - * 1851
 - † 1910
 - ∞ DURRER Marie
- 1.10.4. DURRER Robert
 - * 1852
 - † 1853
- 1.10.5. DURRER Robert
 - * 1854
 - ∞ GAGEL Louise
- 1.10.6. DURRER Gustav
 - * 1856
 - † 1923
 - ∞ VON MOOS Albertine
- 1.10.7. DURRER Héloïse
 - * 1862
 - Pension Stolzenfels
 - ∞ RÖTHLIN Konstantin
- 1.10.8. DURRER Abälard
 - * 1862
 - † 1891 in St. Urban
 - stud. iur.

- 1.11. DURRER Anton
* 1824
† 1888 Rosegg, Solothurn, dort seit 1865
- 1.12. DURRER Mariä
* 1825
† 1904
Sywbluome-Mariä, Landesschimpfer
Ankenberg Sachseln / Rössliwirt
- ∞ a. MÜLLER Therese
b. BÜRGI Katharina Josefa
- 1.12.b.1. DURRER Louise
* 1862
† 1885